

F. Pessoa, Das Buch der Unruhe des Hilfsbuchhalters Bernardo Soares, Herausgegeben von Richard Zenith. Aus dem Portugiesischen übersetzt und revidiert von Inés Koebel, Zürich 2006 (Ammann Verlag)

„Wir verwirklichen uns nie.
Wir sind zwei Abgründe – ein Brunnen der in den Himmel schaut“

1

9.3.1930

Ich würde zu einer Zeit geboren, in der die Mehrheit der jungen Leute den Glauben an Gott aus dem gleichen Grund verloren hatte, aus welchem ihre Vorfahren ihn hatten - ohne zu wissen warum. Und weil der menschliche Geist von Natur aus dazu neigt, Kritik zu üben, weil er fühlt, und nicht, weil er denkt, wählten die meisten dieser jungen Leute die Menschheit als Ersatz für Gott. Ich gehöre jedoch zu jener Art Menschen, die immer am Rande dessen stehen, wozu sie gehören, und nicht nur die Menschenmenge sehen, deren Teil sie sind, sondern auch die großen Räume daneben. Deshalb habe ich Gott nie so weitgehend aufgegeben wie sie und niemals die Menschheit als Ersatz akzeptiert. Ich war der Ansicht, dass Gott, obgleich unbeweisbar, dennoch vorhanden sein und also auch angebetet werden könne, dass aber die Menschheit, da sie eine rein biologische Vorstellung ist und nichts anderes bedeutet als eine Gattung von Lebewesen, der Anbetung nicht würdiger sei als irgendeine andere Gattung von Lebewesen. Dieser Menschheitskult mit seinen Riten von Freiheit und Gleichheit erschien mir stets wie ein Wiederaufleben jener alten Kulte, in denen Tiere Götter waren oder die Götter Tierköpfe trugen.

Da ich also weder an Gott noch an eine Summe von Lebewesen glauben konnte, verblieb ich wie andere Außenseiter in jener Distanz zu allem, die man gemeinhin Dekadenz nennt. Dekadenz bedeutet den vollständigen Verlust der Unbewusstheit; denn die Unbewusstheit ist das Fundament des Lebens. Wenn das Herz denken könnte, stünde es still.

Was bleibt jemandem, der wie ich lebendig ist und doch kein Leben zu haben versteht - ebenso wie den wenigen Menschen meiner Art -, anderes übrig als der Verzicht als Lebensweise und die Kontemplation als Schicksal? Da wir weder wissen noch wissen können, was religiöses Leben ist, weil wir weder mit der Vernunft Glauben haben noch an die Abstraktion Mensch glauben können und nicht einmal wissen, was wir für uns selbst mit ihr anfangen sollen, blieb uns als Motiv für unsere

Seele nur die ästhetische Betrachtung des Lebens. Und so ergeben wir uns, fühllos für das Feierliche aller Welten, gleichgültig gegenüber dem Göttlichen und Verächter des Menschlichen, der absichtslosen Empfindung, ohne dass dies einen Sinn hatte, und pflegen sie in einem verfeinerten Epikureertum, wie es unseren Gehirnnerven zugute kommt. Indem wir von der Naturwissenschaft nur ihr zentrales Prinzip behalten, dass alles schicksalhaften Gesetzen unterworfen ist, auf die man nicht unabhängig reagieren kann, weil reagieren schon hieße, sie hatten unsere Reaktion bewirkt; indem wir außerdem feststellen, dass dieses Gebot mit dem anderen, älteren vom göttlichen Verhängnis der Dinge übereinstimmt, verzichten wir auf die Anstrengung wie Schwächlinge auf athletische Ertüchtigung und beugen uns über das Buch der Empfindungen mit dem großen Skrupel gefühlter Gelehrsamkeit. Indem wir nichts ernst nehmen und unsere Empfindungen als die einzig gewisse Wirklichkeit betrachten, finden wir bei ihnen Zuflucht und erforschen sie wie große unbekannte Länder. Und wenn wir nicht nur Sorgfalt auf die ästhetische Betrachtung, sondern auch auf den Ausdruck ihrer Methoden und Ergebnisse verwenden, dann, weil die Prosa oder Verse, die wir schreiben, ohne fremdes Verständnisvermögen überzeugen oder fremden Willen bewegen zu wollen, nur wie das laute Vor sich hin Sprechen eines Lesenden sind, das dazu beiträgt, dem subjektiven Genuss der Lektüre volle Objektivität zu verschaffen.

Wir wissen wohl, dass jedes Werk zwangsläufig unvollkommen und dass von unseren ästhetischen Betrachtungen die unsicherste diejenige ist, aus der heraus wir schreiben. Unvollkommen jedoch ist alles, es gibt keinen noch so schönen Sonnenuntergang, der nicht noch schöner sein könnte, keine uns Schlaf verschaffende Brise, die uns nicht einen noch ruhigeren Schlaf verschaffen könnte. Und so werden wir, gleichbleibende Betrachter von Bergen und Statuen, die Tage genießen wie die Bucher und alles vor allem zu dem Zweck erträumen, es unserer inneren Substanz anzuverwandeln, und dazu Beschreibungen und Analysen erstellen, die, wenn sie erst einmal vorliegen, zu fremden Dingen werden, die wir genießen können, als stellten sie sich mit dem Verlöschen des Tages ein.

Das ist keine pessimistische Vorstellung wie die de Vignys, für den das Leben ein Gefängnis war, in dem er zum Zeitvertreib Stroh flocht. Pessimist sein heißt etwas tragisch nehmen, eine übertriebene, unbequeme Haltung. Wir besitzen, soviel steht fest, keinen Wertbegriff, den wir auf das Werk, das wir schaffen, anwenden könnten. Wir schaffen es, soviel ist sicher, um uns zu beschäftigen, aber nicht wie der Gefangene, der Stroh flicht, um sein Schicksal zu vergessen, sondern

wie das junge Mädchen, das Kissen bestickt, um sich zu beschäftigen - und weiter nichts.

Ich betrachte das Leben als eine Herberge, in der ich verweilen muss, bis die Postkutsche des Abgrunds eintrifft. Ich weiß nicht, wohin sie mich bringen wird, denn ich weiß nichts. Ich könnte diese Herberge als ein Gefängnis betrachten, weil ich gezwungen bin, in ihr zu warten; ich könnte sie auch als einen Ort der Geselligkeit ansehen, weil ich hier anderen Menschen begegne. Doch bin ich weder ungeduldig noch gewöhnlich. Ich überlasse die ihrer Neigung, die sich in ihr Zimmer einschließen, trage aufs Bett sinken und dort schlaflos warten, so wie ich auch die ihrem Treiben überlasse, die sich in den Salons unterhalten, aus denen Stimmen und Musik zu mir dringen und mich angenehm berühren. Ich setze mich an die Tür und berausche mich mit Aug und Ohr an den Farben und Tönen der Landschaft und singe langsam, für mich allein, undeutlich Lieder, die ich während des Wartens komponiere. Für uns alle werden der Abend und die Postkutsche kommen. Ich genieße die Brise, die mir vergönnt ist, und die Seele, die man mir gab, um sie zu genießen, und ich hinterfrage nicht weiter noch suche ich. Wenn das, was ich ins Buch der Reisenden schreibe, eines Tages von anderen gelesen wird und sie während ihrer Rast unterhält, soll es gut sein. Lesen sie es aber nicht und finden kein Vergnügen daran, ist es auch gut. (p.13-15)

45

Ein leidenschaftsloses, kultiviertes Leben leben, im Freien der Ideen, lesend, träumend und ans Schreiben denkend, ein Leben, so hinlänglich langsam, dass es stets dem Überdruß nahe kommt, doch hinreichend überlegt, um ihm nicht zu nahe zu kommen. Dieses Leben fern von Gefühlen und Gedanken leben, nur in Gedanken an Gefühle und an die Gefühle der Gedanken. Golden stillstehen in der Sonne wie ein dunkler, von Blumen gesäumter See. Im Schatten so einzigartig vornehm sein, nichts zu verlangen vom Leben. In der Volte der Welten Blütenstaub sein, aufgewirbelt von einem ungekannten Wind in die Nachmittagsluft und von der reglosen Abenddämmerung fallen gelassen an einem Zufallsort, sich verlierend unter größeren Dingen. Dies alles in sicherem Wissen sein, weder heiter noch traurig, der Sonne dankbar für ihren Schein und den Sternen für ihre Ferne. Nicht mehr sein, nicht mehr haben, nicht mehr wollen... Die Musik des Hungrigen, das Lied des Blinden, das Andenken des unbekanntem Wanderers, die Spuren des Kamels in der Wüste, ohne Last noch Ziel...

46

24.3.1930

Gleichmutig lese ich erneut - und empfinde sie wie eine Inspiration, eine Befreiung - die einfachen Sätze Caeiros, die auf das verweisen, was sein kleines Dorf vermag. Von diesem Dorf aus, sagt er, könne man, da es so klein sei, mehr von der Welt sehen als von der Stadt aus, und deshalb sei sein Dorf grösser als die Stadt...

„Denn ich bin so groß wie das, was ich sehe,
und nicht so groß, wie ich bin.“

Sätze wie diese, die ohne einen sie diktierenden Willen zu wachsen scheinen, reinigen mich von aller Metaphysik, die ich spontan dem Leben hinzufüge. Nachdem ich sie gelesen habe, trete ich an mein Fenster über der engen Straße, betrachte den großen Himmel und seine vielen Gestirne und bin frei mit einem beflügelnden Glanz, dessen Schwingung in meinem ganzen Körper nachbebt.

„Ich bin so groß wie das, was ich sehe!“ Jedesmal, wenn ich diesen Satz mit der gesammelten Aufmerksamkeit meiner Nerven denke, scheint er mir mehr dazu bestimmt, das Weltall mit all seinen Sternen wieder zu errichten. „Ich bin so groß wie das, was ich sehe!“ Welch große geistige Besitzergreifung vom Brunnen der tiefen Gefühle bis hin zu den hohen Sternen, die sich in ihm spiegeln und in gewisser Weise dort sind!

Und nun betrachte ich im Bewusstsein, dass ich zu sehen verstehe, die weite objektive Metaphysik aller Himmel mit einer Sicherheit, die in mir das Verlangen weckt, singend zu sterben. „Ich bin so groß wie das, was ich sehe! « Und der ungewisse, mir gehörende Mondschein beginnt die halbschwarze Blaue des Horizonts mit seiner Unbestimmtheit zu trüben. Ich möchte meine Arme heben und Dinge von unbekannter Wildheit herausschreien, den hohen Mysterien Worte zurufen, den großen Räumen der leeren Materie eine neue weitgespannte Persönlichkeit bestätigen.

Doch ich gehe in mich und werde sanft. »Ich bin so groß wie das, was ich sehe! « Dieser Satz bleibt mir und erfüllt meine Seele; an ihn lehne ich all meine Gefühle, und von innen her - wie über die Stadt von außen - kommt der unbeschreibliche Friede des harten Mondlichts über mich, das sich langsam mit der Dämmerung ausbreitet.

55

Sosehr ich von der Seele her auch Nachfahre der Romantiker bin, finde ich doch nur Friede bei der Lektüre der Klassiker. Ihre Knappheit, Ausdruck ihrer Klarheit, ist mir auf rätselhafte Weise Trost. Durch sie gewinne ich die heitere Vorstellung von einem allumfassenden Leben, das weite Räume betrachtet, ohne sie zu durchlaufen. Selbst die heidnischen Götter erholen sich dort von ihrem Mysterium.

Die übertrieben wissbegierige Analyse der Empfindungen – mitunter der Empfindungen, die wir zu haben glauben -, die Identifikation des Herzens mit der Landschaft, die anatomische Freilegung sämtlicher Nerven, der Gebrauch des Wunsches als Wille und des Strebens als Gedanke - diese Dinge sind mir allzu vertraut, als dass sie mir bei anderen etwas Neues bieten oder Ruhe verschaffen könnten. Wann immer ich sie fühle, wünsche ich, eben weil ich sie fühle, ich fühle etwas anderes. Und wenn ich einen Klassiker lese, wird mir dieses andere gegeben.

Ich gestehe es unumwunden und ohne Scham. . Keine Passage von Chateaubriand, kein Gesang von Lamartine - Texte, die mir so oft als Stimme dessen scheinen, was ich denke, Gesänge, die mir, scheint es, so oft vorgetragen werden, damit ich erkenne – können mich so in Verzückung versetzen und erbauen wie ein Stück Prosa von Vieira oder die eine oder andere Ode eines unserer wenigen Klassiker, die Horaz treulich gefolgt sind.

Ich lese und bin befreit. Ich erlange Objektivität. Ich höre auf, ich zu sein, dieses vereinzelt Wesen. Und was ich lese, ist – anders als ein Anzug, den ich kaum beachte und der mich gelegentlich beengt - die große, überaus bemerkenswerte Klarheit der äußeren Welt, die Sonne, die alle sieht, der Mond, der die stille Erde mit Schatten sprenkelt, die weiten Räume, die im Meer enden, die schwarze Standfestigkeit der Bäume, deren Wipfel sich grün wiegen, der reglose Friede der Teiche auf den Gütern, die terrassierten Hänge mit ihren weinüberwachsenen Wegen. Ich lese wie einer, der verzichtet. Und weil Krone und Königsmantel nie solche Größe ausstrahlen wie dann, wenn der scheidende König sie auf dem Boden zurücklässt, lege ich meine Trophäen des Überdrusses und des Traumes auf dem Mosaik meiner Vorzimmer ab und steige die Treppen empor, angetan nur mit dem Adel meines Blickes. Ich lese wie einer, der vorübergeht. Und bei den Klassikern, den stillen, die schweigend leiden, fühle ich mich als geweihter Passant, bin gesalbter Pilger, grundloser Betrachter der zwecklosen Welt, Prinz des Großen Exils, der, als er fortging, dem letzten Bettler das größte Almosen seiner Untröstlichkeit gab.

5.4.1930

Der ewig irgendwo krankende Teilhaber der Firma hier wollte während einer Krankheitspause aus einer Laune heraus ein Photo vom gesamten Büropersonal haben. Und so nahmen wir denn vorgestern alle auf Weisung des heiteren Photographen in Reih und Glied Aufstellung vor der schmutzig weißen Trennwand, deren zerbrechliches Holz das allgemeine Büro von Herrn Vasques Chefzimmer abtrennt. In der Mitte stand Vasques persönlich; zu beiden Seiten in einer zunächst überlegten, dann unüberlegten Einteilung nach Rang und Würden die übrigen Menschenseelen, die sich hier tagaus, tagein zu kleinen Zwecken zusammenfinden, deren letzte Absicht nur das Geheimnis der Götter kennt.

Als ich heute etwas verspätet und bereits ohne jegliche Erinnerung an das statische Ereignis des zweimal geschossenen Photos ins Büro kam, fand ich den unerwartet früh erschienenen Moreira und einen der Handelsreisenden verstohlen über schwärzliche Dinge gebeugt, in denen ich sogleich erschrocken die ersten Abzüge der Photographien erkannte. Nicht mehr als insgesamt zwei von einem einzigen Photo, dem besten.

Ich erlitt die Wahrheit, als ich mich darauf sah, denn, wie man mit Recht vermuten darf, suchte ich zuallererst nach mir selbst. Nie habe ich mir meine körperliche Präsenz besonders nobel vorgestellt, aber auch noch nie habe ich sie als so null und nichtig empfunden wie im Vergleich mit den anderen, mir so wohlvertrauten Gesichtern bei dieser Aufreihung von Alltagsmenschen. Ich sehe aus wie ein abgewetzter Jesuit. Mein mageres, ausdrucksloses Gesicht strahlt weder Intelligenz noch Intensität noch etwas aus, das es über die Ebbe der übrigen Gesichter erheben könnte. Ebbe, nein, das ist nicht wahr. Wirklich ausdrucksstarke Gesichter sind darunter. Chef Vasques steht da, wie er leibt und lebt - das breite Gesicht hart und doch jovial, energisch der Blick; ein steifer Schnurrbart rundet seine Erscheinung ab. Die Energie, die Schlaue dieses Mannes - im Grunde banal und bei vielen tausend Männern auf der ganzen Welt anzutreffen - sind auf dieser Photographie so ausgeprägt festgehalten wie in einem psychologischen Reisepass. Die beiden Handelsreisenden sind prächtig herausgekommen; auch der örtliche Handelsvertreter ist gut getroffen, wird aber fast verdeckt von einer Schulter des Herrn Moreira. Und erst Moreira selbst! Mein Vorgesetzter Moreira, die Quintessenz der Eintönigkeit und des Beharrungsvermögens, wirkt gleichwohl viel persönlicher, als ich es tue! Sogar den Laufburschen - ich bemerke das, ohne ein Gefühl unterdrücken zu können, von dem ich anzunehmen versuche, es sei kein Neid - steht eine Sicherheit, eine Unmittelbarkeit ins Gesicht

geschrieben, die um ein mehrfaches Lächeln von meiner nichtigen Erloschenheit als Papier- Sphinx entfernt ist.

Was will das heißen? Was ist das für eine Wahrheit, dass ein Film nicht irrt? Was ist das für eine Gewissheit, die eine kalte Linse dokumentarisch festhält? Wer bin ich, dass ich so sein kam? Gleichwohl... Und die Schmach des Gesamtbilds?

»Sie sind wirklich gut getroffen«, sagte plötzlich Moreira. Und dann an den Handelsvertreter gewandt: »Das ist doch genau sein Gesichtchen, nicht wahr? Der Handelsvertreter stimmte freundlich heiter zu und beförderte mich somit auf den Müll.

57

Und heute, wenn ich darüber nachdenke, was mein Leben bisher war, komme ich mir vor wie ein Tier, das man am angewinkelten Arm in einem Korb zwischen zwei Vorortbahnhöfen transportiert. Das Bild ist dumm, doch das Leben, das es beschreibt, noch weit dümmer. Solche Körbe haben für gewöhnlich zwei halbovale Deckel, die sich, wenn das Tier zappelt, an ihrem einen oder anderen äußeren Ende leicht heben. Der Arm des Korbträgers aber, der leicht längs auf dem Scharnier in der Mitte liegt, lässt nicht zu, dass ein so schwaches Ding mehr als vergeblich seine Glieder hebt, nutzlos wie Schmetterlingsflügel, die erlahmen.

Ich vergaß, dass ich von mir sprach, als ich den Korb beschrieb. Ich sehe ihn deutlich und auch den dicken, gebräunten Arm der Magd, die ihn trägt. Doch mehr als ihren mit Flaum bedeckten Arm gelingt mir nicht von ihr zu erspähen. Mir ist nicht wohl. . wäre da nicht plötzlich diese belebende Frische [...] von den weißen Tragbügeln und Bändern [...], aus denen Körbe geflochten sind wie der Korb, in dem ich zapple, ein Tier zwischen zwei Haltestellen, die ich spüre. Zwischen ihnen ruhe ich mich aus, auf etwas, das eine Bank zu sein scheint, und draußen sprechen sie über meinen Korb. Beruhigt schlafe ich ein, bis man mich an der nächsten Haltestelle wieder hochhebt.

58

6.4.1930

Die Umgebung ist die Seele der Dinge. Jedes Ding hat seinen eigenen Ausdruck, und dieser Ausdruck kommt ihm von außen zu.

Jedes Ding ist der Schnittpunkt dreier Linien, und diese drei Linien bilden das Ding: eine bestimmte Quantität Materie, die Art, wie wir sie deuten, und die Umgebung, in dem es sich befindet. Der Tisch, an dem

ich schreibe, ist ein Stück Holz, ist ein Tisch und eines von mehreren Möbeln in diesem Zimmer. Mein Eindruck von diesem Tisch wird, will ich ihn wiedergeben, aus den Feststellungen bestehen, dass er aus Holz ist, dass ich das Holz als Tisch bezeichne, ihm einen bestimmten Gebrauch und Zweck zuschreibe und dass sich die Gegenstände, die auf ihm liegen und in deren Nebeneinander er seine äußere Seele findet, in ihm spiegeln, in ihn eingehen und ihn verwandeln. Und seine Farbe, das Verblässen dieser Farbe, seine Flecken und Risse - all dies kam ihm wohl gemerkt von außen zu und verleiht ihm weit mehr Seele als das Holz, aus dem er besteht.

Auch das Innere dieser Seele, sein Tischsein, seine Persönlichkeit, würde ihm von außen verliehen. Ich betrachte es daher weder als menschlich noch literarisch falsch, Dingen, die wir als seelenlos bezeichnen, eine Seele zuzuschreiben. Ein Ding sein heißt Gegenstand einer Zuschreibung sein. Vielleicht ist es falsch zu sagen, ein Baum fühlt, ein Fluss fließt, ein Sonnenuntergang ist melancholisch oder das stille Meer (blau dank eines nicht blauen Himmels) lächelt (dank einer Sonne außerhalb von ihm). Doch ebenso falsch ist es, Dingen Schönheit zuzuschreiben, Farbe, Form und womöglich sogar Sein. Dieses Meer ist salziges Wasser. Dieser Sonnenuntergang bedeutet, dass auf diesem Breiten und Langengrad das Sonnenlicht weniger wird. Dieses Kind, das vor mir spielt, ist eine geistige Anhäufung von Zellen -ja, mehr noch, ein Uhrwerk subatomarer Bewegungen, ein merkwürdiges elektrisches Konglomerat von Millionen Sonnensystemen in minimalster Miniaturausgabe.

Alles kommt von außen, und die menschliche Seele selbst ist vielleicht nicht mehr als der Sonnenstrahl, der leuchtet und den Misthaufen, der unser Körper ist, vom Boden isoliert.

Diese Überlegungen könnten eine Philosophie enthalten für einen, der fähig wäre, aus ihnen Folgerungen zu ziehen. Ich bin es nicht, mir kommen nur von ungefähr klare Gedanken an logische Möglichkeiten, die sich alle trüben beim Anblick eines Sonnenstrahls, der einen Misthaufen, auf einem fast schwarzen Boden neben einer Steinmauer, wie dunkles, feucht zusammengepresstes Stroh vergoldet.

So bin ich. Wenn ich denken will, sehe ich. Wenn ich in meine Seele hinabsteigen will, bleibe ich plötzlich an der Treppenspirale nach unten stehen und betrachte durch das Fenster des letzten Stockwerks selbstvergessen die Sonne, die mit ihrem Abschiedsrot die weite Landschaft der Dächer tränkt.

Das gesamte Leben der menschlichen Seele ist eine Bewegung im Schatten. Wir leben in einem Zwielficht des Bewusstseins, uns nie dessen sicher, was wir sind, oder dessen, was wir zu sein glauben. In den Besten von uns lebt die Eitelkeit, steckt ein Fehler, den wir nicht klar erkennen. Wir sind etwas, das sich in einem Zwischenakt abspielt; mitunter erspähen wir durch bestimmte Türen hindurch etwas, das vielleicht Kulisse ist. Die Welt wirkt verworren wie Stimmen in der Nacht. Soeben, beim erneuten Durchlesen dieser Seiten, die ich mit einer Klarheit schreibe, die nur auf ihnen fortduert, frage ich mich: Was ist das und wozu? Wer bin ich, wenn ich fühle? Was stirbt in mir, wenn ich bin?

Wie jemand, der von weit oben das Leben im Tal auszumachen versucht, betrachte ich mich selbst von einem Gipfel aus und bin zusammen mit allem eine undeutliche, unbestimmbare Landschaft. Während dieser Stunden, wenn sich in meiner Seele ein Abgrund auftut, bedrückt mich die kleinste Kleinigkeit wie ein Abschiedsbrief. Ich fühle mich beständig wie kurz vor dem Erwachen, empfinde mich als Hülle meiner selbst, ersticke an Folgerungen, am liebsten schreie ich, verhalte meine Stimme nicht ungehört. Doch mit mir ist ein tiefer Schlaf, der wie Wolken von einer Empfindung zur anderen zieht, Wolken, die vielsonnenfarben und grün das halb beschattete Gras der weiten Felder färben.

Ich bin wie einer, der blindlings sucht, nicht wissend wonach noch wo er es finden könnte. Wir spielen Verstecken mit niemandem. Irgendwo gibt es einen transzendenten Trick, eine ausstrahlende Gottheit, nur vom Hörensagen bekannt.

Ja, ich lese erneut diese Seiten, die vergebliche Stunden verzeichnen, einen kurzen Frieden und kleine Illusionen, große, auf die Landschaft übertragene Hoffnungen, Kümmernisse wie Zimmer, in die man nicht geht, bestimmte Stimmen, große Müdigkeit, das noch nicht geschriebene Evangelium.

Jeder hat seine Eitelkeit, und diese Eitelkeit lässt jeden vergessen, dass auch andere eine ähnliche Seele haben. Meine Eitelkeit sind ein paar Seiten, ein paar Passagen, gewisse Zweifel. .

Ich lese sie erneut? Lüge! Ich wage es nicht, kann es nicht. Wozu auch? Der Mensch dieser Seiten ist ein anderer. Ich verstehe bereits nicht mehr recht...

64

Ich weine über meine unvollkommenen Seiten, doch wird die Nachwelt, sofern sie diese Seiten je liest, stärker berührt sein von meinen Tränen

als von meiner Vollkommenheit, wenn ich sie denn je erreiche. Sie würde mich der Tränen berauben und folglich auch des Schreibens.

Vollkommenheit offenbart sich nicht. Der Heilige weint, und ist Mensch. Gott schweigt. Daher können wir den Heiligen lieben, nicht aber Gott.

65

Diese göttliche, erlauchte Schüchternheit, die Hüterin [...] aller Schätze und *Insignien* der Seele ist.

Ach, wie sehr wünschte ich mir, in wenigstens eine Seele etwas Gift, Unruhe und Ratlosigkeit zu streuen. Dies würde mich ein wenig über meine Handlungsunfähigkeit hinwegtrösten. Verderben würde mein Lebensziel. Aber wird auch nur eine Seele ergriffen von meinen Worten? Hört sie noch jemand außer mir?

66 *Achselzucken*

Gemeinhin färben wir unsere Vorstellungen vom Unbekannten mit unseren Vorstellungen von Bekanntem: Wenn wir den Tod Schlaf nennen, so tun wir dies, weil er von außen wie ein Schlaf aussieht; wenn wir den Tod neues Leben nennen, so tun wir dies, weil es sich vom Leben zu unterscheiden scheint. Aus kleinen Missverständnissen gegenüber der Wirklichkeit zimmern wir uns Glaubensvorstellungen und Hoffnungen zurecht und leben von den Brotrinden, die wir Kuchen nennen, wie arme Kinder, die glücklich sein spielen.

Aber so ist das Leben; oder zumindest jenes besondere Lebenssystem, das man allgemein Zivilisation nennt. Die Zivilisation besteht darin, Dinge falsch zu benennen und anschließend über das Ergebnis nachzusinnen. Und tatsächlich schaffen der falsche Name und der wahre Traum eine neue Wirklichkeit. Der Gegenstand wird ein anderer, weil wir ihn zu einem anderen gemacht haben. Wir stellen Wirklichkeiten her. Das Material bleibt dasselbe, doch die Form, die ihm die Kunstfertigkeit verlieh, sorgt dafür, dass er nicht derselbe bleibt. Ein Tisch aus Kiefernholz ist Kiefer, aber auch Tisch. Wir setzen uns an den Tisch, nicht an die Kiefer. Liebe ist ein Geschlechtstrieb, wir lieben jedoch nicht mit dem Geschlechtstrieb, sondern in der Annahme eines anderen Gefühls. Und diese Annahme ist in der Tat bereits ein anderes Gefühl.

Ich weiß nicht, welcher subtiler Lichteffect, welcher undeutliches Geräusch oder welche Erinnerung all einen Duft oder eine durch irgendeinen äußeren Einfluss zum Klingen gebrachte Melodie mir plötzlich, während ich über die Straße ging, diese Einfälle zutrug, die ich jetzt, in einem

Kaffeehaus sitzend, gemächlich und entspannt niederschreibe. Ich weiß nicht, wohin ich meine Gedanken führen wollte oder welche Richtung ich ihnen hätte geben wollen. Der Tag heute ist leicht neblig, feucht und warm, traurig, nicht bedrohlich eintönig ohne Grund. Ein Gefühl, das ich nicht einordnen kann, schmerzt mich; mir fehlt ein Argument, ich weiß nicht wofür; ich habe keinen Willen in den Nerven. Ich bin traurig unterhalb des Bewusstseins. Und diese wirklich wenig sorgsam Zeilen bringe ich nicht zu Papier, um dies oder was auch immer zu sagen, sondern um meine Unaufmerksamkeit zu beschäftigen. Langsam bedecke ich mit den weichen Strichen eines stumpfen Bleistifts - den ich nicht sentimental genug bin zu spitzen - das weiße Sandwich-Einwickelpapier, das man mir hier gegeben hat, weil ich nichts Besseres brauchte und mir jedes Papier genügt, sofern es weiß ist. Und ich gebe mich zufrieden. Ich lehne mich zurück. Der Tag geht zur Neige, eintönig und ohne Regen, in einem matten, ungewissen Lichtton... Und ich höre auf zu schreiben, weil ich zu schreiben aufhöre.

67

So manches Mal fühle ich mich - gefangen an der Oberfläche und in der Illusion - als Mensch. Dann begegne ich freudig anderen und existiere in Klarheit. Schwimme obenauf. Nehme mein Gehalt freudig in Empfang und gehe freudig nach Hause. Ich nehme das Wetter wahr, ohne es zu sehen, und alles Organische beglückt mich. Und sinne ich nach, denke ich nicht. An solchen Tagen genieße ich Parkanlagen über alles. Ich weiß nicht, was die Beschaffenheit städtischer Parks an Sonderbarem und Ärmlichem birgt, dass ich es nur wirklich wahrnehmen kann, wenn ich selbst mich nicht wirklich wahrnehme. Ein Park ist ein Abriss der Zivilisation - eine anonyme Veränderung der Natur. Es gibt dort Pflanzen, aber auch Straßen - ja, Straßen. Es gibt dort Bäume, aber auch Bänke in ihrem Schatten. Und hier, auf den breiten Gehwegen, ausgerichtet nach den vier Himmelsrichtungen der Stadt, wirken die Bänke grösser und sind fast immer besetzt. Ich habe nichts gegen Blumen in abgezielten Beeten. Wohl aber gegen den öffentlichen Gebrauch von Blumen. Befänden sich die Blumenbeete in geschlossenen Parks, übergrünt die Bäume feudale Refugien, waren die Bänke leer, gäbe es etwas, womit ich mich bei der zweckfreien Betrachtung von Parks trösten könnte. Doch hier in der Stadt wirken die Parkanlagen - zurechtgestutzt und zweckbetont - wie Käfige auf mich, in denen der bunte Wildwuchs von Bäumen und Blumen gerade so viel Raum hat, um ihn nicht zu haben, ausreichend Platz, um ihm nicht zu entkommen, und eine Schönheit ohne jene Lebendigkeit, wie sie Schönheit eigen ist.

Aber es gibt Tage, an denen diese Landschaft zu mir gehört und ich in ihr bin wie ein Schauspieler in einer Tragikomödie. An diesen Tagen gaukle ich mir etwas vor, doch bin ich zumindest in gewisser Weise glücklicher. Bin ich abgelenkt, bilde ich mir ein, ich hatte wirklich ein Haus, ein Heim, in das ich zurückkehren könnte. Wenn ich vergesse, werde ich ein normaler Mensch, einem bestimmten Ziel zugeordnet, bürste mir einen anderen Anzug aus und lese die Zeitung von vorn bis hinten.

Aber die Illusion hält nicht lange, teils, weil sie so beschaffen ist, teils, weil es Abend wird. Und die Farbe der Blumen, der Schatten der Bäume, die Geometrie von Straßen und Beeten - alles verblasst und schrumpft. Und über meinem Irrtum und meinem Menschsein erscheint plötzlich, als sei das Tageslicht ein Theatervorhang, der sie vor mir verbarg, die große Sternenkulisse. Dann vergessen meine Augen das amorphe Parkett, und aufgeregt wie ein Kind im Zirkus erwarte ich die ersten Darsteller.

Ich bin befreit und bin verloren.

Ich fühle. Fieberfrost. Bin ich.

68

Müde, aller Illusionen müde und all dessen, was sie mit sich bringen: ihren eigenen Verlust, die Nutzlosigkeit, sie zu haben, die vor Müdigkeit, sie haben zu müssen, um sie zu verlieren, der Kummer, sie gehabt zu haben, die intellektuelle Scham, sie gehabt zu haben, wohl wissend, dass sie ein solches Ende nehmen würden.

Sich der Unbewusstheit des Lebens bewusst sein ist der älteste Tribut an die Intelligenz. Es gibt unbewusste Formen der Intelligenz - Geistesblitze, Gedankenströme, Mysterien und Philosophien -, die demselben Automatismus gehorchen wie die Reflexe unseres Körpers, wie die Funktionen, die Leber und Nieren mit ihren Sekreten bewirken.

69

Es regnet stark, stärker, immer stärker ... Als würde in dem Dunkel draußen gleich etwas einstürzen ...

Die gesamte unregelmäßige, hügelige Anhäufung der Stadt erscheint mir heute wie eine Ebene, eine Regenebene. Wohin sich mein Blick auch erstreckt, alles ist regenfarben, ein bleiches Schwarz. Meine Empfindungen sind seltsam, allesamt kalt. Im Augenblick kommt es mir vor, als sei die eigentliche Landschaft Nebel, als seien die Häuser der Nebel, der sie verhüllt.

Bei dem Gedanken an das, was ich sein werde, wenn ich nicht mehr bin, befallt mich eine Art Vorneurose wie eine körperliche und seelische Starre. Wie eine Erinnerung an meinen künftigen Tod, die mich innerlich erkalten lässt. Im Nebel meiner Vorahnung fühle ich mich als tote Materie - gefallen im Regen, beweint vom Wind. Und die Kälte dessen, was ich nicht spüren werde, nagt an meinem Herzen, jetzt, so wie es ist.

70

Auch wenn ich weiter keine Fähigkeit besitze, so doch die Fähigkeit zur ständigen Erneuerung der befreiten Sinneswahrnehmung.

Als ich heute die Rua Nova do Almada hinunterging, fiel mir mit einem Mal der Rücken eines Mannes auf. Der gewöhnliche Rücken eines gewöhnlichen Mannes, das Jackett eines bescheidenen Anzugs eines zufälligen Passanten vor mir. Er trug eine alte Aktentasche unter dem linken Arm und setzte im Rhythmus seines Gangs einen eingerollten Regenschirm, den er am Griff in der rechten Hand trug, auf den Boden auf.

Ich empfand plötzlich so etwas wie Zärtlichkeit für diesen Menschen. Eine Zärtlichkeit, wie man sie für die allgemeine menschliche Mittelmäßigkeit empfindet, für das Banal-Alltägliche des Familienoberhauptes, das zur Arbeit geht, für sein schlichtes und fröhliches Heim, für die heiteren und traurigen Vergnügen, aus denen sein Leben notgedrungen besteht, für die Unschuld eines Lebens ohne Analyse, für die tierische Natürlichkeit dieses bekleideten Rückens. Ich schaute auf den Rücken des Mannes wie auf ein Fenster, durch das hindurch ich diese Gedanken sah.

Ich empfand das gleiche wie beim Anblick eines Schlafenden. Wer schläft, wird wieder zum Kind. Vielleicht, weil man im Schlaf nichts Böses tun kann und das Leben nicht wahrnimmt, ist der größte Verbrecher, der verschlossenste Egoist dank eines natürlichen Zaubers heilig, solange er schläft. Zwischen dem Mord an einem Schlafenden und dem Mord an einem Kind besteht für mich kein merklicher Unterschied.

Nun, der Rücken dieses Mannes schläft. Seine ganze Person, die vor mir mit Schritten wie den meinen geht, schläft. Er geht unbewusst. Er lebt unbewusst. Er schläft, weil wir alle schlafen. Das ganze Leben ist ein Traum. Niemand weiß, was er tut, niemand weiß, was er will, niemand weiß, was er weiß. Wir schlafen das Leben, ewige Kinder des Schicksals. Deshalb verspüre ich, wenn ich mit diesem Empfinden denke, eine gestaltlos unermessliche Zärtlichkeit für die ganze kindliche

Menschheit, für das ganze schlafende Leben in der Gesellschaft, für alle, für alles.

Eine unmittelbare Verbundenheit mit Menschen ohne Schlüsse und Absichten überkommt mich in diesem Augenblick. Ich empfinde eine Zärtlichkeit, als sähe ich sie mit den Augen eines Gottes. Ich sehe sie alle mit dem Mitgefühl des einzig Bewussten, diese armen Teufel, die Menschen, diesen armen Teufel, die Menschheit. Was hat all das hier zu suchen?

Alle Regungen und Absichten des Lebens, vom einfachen Leben der Lungen bis zum Bau von Städten und der Grenzziehung von Imperien, betrachte ich als unfreiwillige Träume oder Ruhepausen zwischen zwei Wirklichkeiten, zwischen zwei Tagen des Absoluten. Und wie ein abstraktes mütterliches Wesen beuge ich mich abends über die guten wie die bösen Kinder, vereint im Schlaf und die meinen. Ich bin gerührt und öffne mich weit wie etwas Unendliches.

Ich wende meinen Blick vom Rücken des Mannes vor mir und lasse ihn über all die anderen gleiten, die auf dieser Straße gehen; umarme alle hellwach mit der gleichen absurden, kalten Zärtlichkeit, ausgehend vom Rücken jenes Nichtsahnenden, dem ich folge. Alles ist ein und dasselbe: er, all die schnatternden Mädchen auf dem Weg zur Arbeit, die lachenden jungen Männer auf dem Weg ins Büro, die vollbusigen Dienstmädchen mit ihren schweren Einkaufskörben auf dem Weg nach Hause, die ersten Lastenträger - alles ein und dieselbe Unbewusstheit, die sich vielfältig äußert in unterschiedlichen Gesichtern und Körpern, wie Marionetten, an Faden gezogen, die zu den Fingern einer unsichtbaren Hand führen. Sie gehen ihren Weg und legen dabei einer wie der andere Verhalten zutage, die Bewusstsein ausdrücken, und haben von nichts Bewusstsein, da ihnen nicht bewusst ist, dass sie ein Bewusstsein haben. Die einen intelligent, die anderen dumm, sind sie alle gleichermaßen dumm. Die einen alt, die anderen jung, gehören sie alle der gleichen Altersgruppe an. Die einen Männer, die anderen Frauen, gehören sie alle zum gleichen, nicht existenten Geschlecht.

71

13.4.1930

Jene mangelnde Übereinstimmung mit anderen, die ich immer wieder so stark empfinde, erklärt sich wohl damit, dass die meisten mit ihrem Gefühl denken, während ich mit meinem Denken fühle.

Für den Normalmenschen heißt fühlen leben, und denken heißt, zu leben verstehen. Für mich heißt denken leben, und das Fühlen ist nur die Nahrung für mein Denken.

Erstaunlich ist, dass meine überaus geringe Begeisterungsfähigkeit eher Menschen mit einem mir gänzlich entgegengesetzten Temperament zu erregen vermögen als solche, die mir geistesverwandt sind. In der Literatur bewundere ich vor allem die Klassiker, und ihnen bin ich am wenigsten ähnlich. Wenn ich zwischen Chateaubriand und Vieira als einziger Lektüre wählen müsste, entschiede ich mich ohne Zögern für Vieira.

Je verschiedener jemand mir ist, desto wirklicher erscheint er mir, da er weniger von meiner Subjektivität abhängt. Und aus ebendiesem Grund gilt mein aufmerksames, beständiges Studium dieser gemeinen Menschheit, die ich ablehne und voll der ich mich distanzieren. Ich liebe sie, da ich sie hasse. Ich betrachte sie gern, da ich sie überaus ungerne fühle. Die als Gemälde so wunderbare Landschaft erweist sich nur selten als bequemes Bett.

72

Amiel sagte, eine Landschaft sei ein seelischer Zustand, aber dieser Satz ist wie das dürftige Glück eines mittelmässigen Träumers. Sobald die Landschaft Landschaft ist, hört sie auf, ein seelischer Zustand zu sein. Objektivieren heißt erschaffen, niemand sagt, ein fertiges Gedicht sei ein Zustand, in welchem man daran denke, es zu verfertigen. Sehen heißt vielleicht träumen, wenn wir es aber sehen statt träumen nennen, so deshalb, weil wir zwischen träumen und sehen unterscheiden.

Wozu nützen im Übrigen diese Spekulationen verbaler Psychologie? Unabhängig von mir wächst das Gras, regnet auf das wachsende Gras, und die Sonne vergoldet die Wiese, die gewachsen ist oder noch wachsen wird; die Berge bestehen seit undenklichen Zeiten, und der Wind weht auf die gleiche Weise, wie ihn Homer, auch wenn es ihn nie gab, vernommen hat. Richtiger wäre zu sagen, ein seelischer Zustand sei eine Landschaft; dieser Satz hätte den Vorteil, nicht die Lüge einer Theorie zu enthalten, sondern nur die Wahrheit einer Metapher.

Diese zufälligen Worte wurden mir von der Stadt diktiert, wie sie sich dem Betrachter vom hochgelegenen São Pedro de Alcântara aus im universellen Licht der Sonne darbietet. Jedesmal wenn ich eine solch weite Fläche betrachte und von den 1,70 m Körpergröße und den 61 kg Gewicht absehe, aus denen meine Physis besteht, habe ich ein ausgeprägt metaphysisches Lächeln für all jene übrig, die träumen, dass der Traum Traum sei, und ich liebe die Wahrheit der absoluten Außenwelt mit der edlen Kraft des Verstandes.

Der Tejo im Hintergrund ist ein blauer See, und die Berge am anderen Flussufer sind die einer abgeplatteten Schweiz. Ein kleines Schiff - ein schwarzer Frachtdampfer - verlässt bei Poço do Bispo die Docks

Richtung Flussmündung, die ich nicht sehen kann. Mögen mir die Götter alle bis zu der Stunde, in der meine Physis vergeht, die klare, sonnenhafte Sicht der äußeren Wirklichkeit bewahren, den Instinkt für meine Unwichtigkeit und das Behagen, klein zu sein und ans Glücklichen sein denken zu können.

73

14.4.1930

Erreichen wir die Höhen natürlicher Berge, empfinden wir dies als Privileg. Wir ragen höher auf als der Gipfel, auf dem wir stehen. Das Höchste der Natur liegt, zumindest an diesem Ort, unter den Sohlen unserer Füße. Stehen wir dort, sind wir Könige der sichtbaren Welt. Um uns her ist alles niedriger: Das Leben ist ein abfallender Hang, eine ruhende Ebene zu Füßen der Erhebung und des Gipfels, zu dem wir geworden sind.

Alles an uns ist Zufall und List, die Größe, die wir erreicht haben, haben wir nicht; wir sind in der Höhe nicht grösser als wir groß sind. Selbst das, was wir mit Füßen treten, erhöht uns; und wenn wir hoch stehen, dann, weil wir höher stehen.

Man atmet besser, wenn man reich ist; man ist freier, wenn man berühmt ist; selbst ein Adelstitel ist ein kleiner Berg. Alles ist Trug, aber nicht einmal der Trug ist unser Werk. Entweder wir besteigen den Berg, oder man bringt uns zum Berg, oder aber wir kommen im Haus auf dem Berg zur Welt.

Wirklich groß hingegen ist, wer zu der Einsicht gelangt, dass die unterschiedliche Entfernung vom Tal zum Himmel oder vom Berg zum Himmel keinen Unterschied macht. Sollten die Fluten steigen, wären wir besser auf dem Berg. Doch sollte uns Gott wie Jupiter mit zuckenden Blitzen verfluchen oder wie Äolus mit entfesselten Winden, wären wir geschützter im Tal und am sichersten bäuchlings auf dem Boden.

Wahrhaft weise ist, wer die Kraft zur Höhe in den Muskeln hat und in seiner Einsicht den Aufstieg ablehnt. Mit seinem Blick besitzt er alle Berge, mit seiner Position alle Täler. Die auf den Gipfeln goldene Sonne wird für ihn noch goldener sein als für den, der ihr in der Höhe ausgesetzt ist; und das hohe Schloss im Wald ist schöner für den, der es vom Tal aus betrachtet, als für den, der es in den Sälen, die ihm zum Gefängnis werden, vergisst.

Mit diesen Gedanken tröste ich mich, da ich mich nicht mit dem Leben trösten kann. Und das Sinnbild verschmilzt mit der Wirklichkeit, wenn ich, mit Leib und Seele Flaneur in diesen Straßen der Unterstadt zum

Tejo hin, die hellen Höhen Lissabons wie fremden Ruhm erstrahlen sehe, im vielfältigen Licht einer Sonne, die bereits nicht mehr untergeht.

74 Gewitter

Zwischen den stillstehenden Wolken war das Blau des Himmels beschmutzt von einem durchscheinenden Weiß.

Hinten im Büro hielt der Dienstmann mit dem Verschnüren des ewigen Paketes inne ...

»So ein Gewitter habe ich bisher nur einmal erlebt«, konstatierte er statistisch.

Eine kalte Stille. Als hätte man die Straßen Geräusche mit einem Messer zerschnitten. Es war wie ein kosmisches Aussetzen der Atmung, ein allgemeines, langanhaltendes Unwohlsein. Das gesamte Universum stand still. Für Augenblicke, endlose Augenblicke. Stille schwärzte das Dunkel.

Plötzlich, lebendiger Stahl [...]

Wie menschlich das metallische Bimmeln der Elektrischen! Wie fröhlich die Landschaft schlichten Regens auf der Straße, auferstanden aus dem Abgrund!

O Lissabon, du meine Heimstatt!

75

Um die Wonne und den Schrecken der Geschwindigkeit zu empfinden, benötige ich weder schnelle Automobile noch schnelle Züge. Mir genügen eine Straßenbahn und das erstaunliche Abstraktionsvermögen, das ich besitze und pflege.

In einer fahrenden Straßenbahn erlaubt mir meine analytische Kapazität - stets vorhanden und allzeit abrufbar -, die Vorstellung, die ich von der Straßenbahn und von der Geschwindigkeit habe, zu trennen, ja, so gänzlich zu trennen, dass sie zu zwei verschiedenen Real-Dingen werden. Ist dies geschehen, fahre ich nicht mehr in der Straßenbahn, sondern in ihrer reinen Geschwindigkeit. Und sollte es mich, dessen müde geworden, nach einem Geschwindigkeitsrausch gelüsten, kann ich diese Idee in die reine Nachahmung von Geschwindigkeit übertragen und sie nach Belieben erhöhen oder verringern, ja, selbst über die schnellstmögliche Geschwindigkeit von Zügen hinaus vergrößern. Mich wirklichen Gefahren auszusetzen macht mir angst, doch verstört mich weniger das Übermassige Angstgefühl als vielmehr die Übermassige Aufmerksamkeit für meine Empfindungen, sie behindert und entpersönlicht mich.

Ich gehe nie auf eine Gefahr zu. Ich habe Angst, der Gefahren überdrüssig zu werden.

Ein Sonnenuntergang ist ein intellektuelles Phänomen.

76

Ich denke zuweilen (mit zwiespältigem) Vergnügen über die künftige Möglichkeit einer Geographie unseres Bewusstseins von uns selbst nach. Meines Erachtens wird der künftige Historiker eigener Empfindungen möglicherweise in der Lage sein, eine exakte Wissenschaft aus seinem Verhalten gegenüber seinem Bewusstsein von der eigenen Seele zu machen. Einstweilen stehen wir noch ganz am Anfang dieser schwierigen Kunst, die immer noch eine Kunst ist, eine Chemie der Empfindungen in ihrem vorerst noch alchimistischen Stadium. Der Wissenschaftler von übermorgen wird sein Innenleben einer überaus kritischen Betrachtung unterziehen. Er wird sich als das Präzisionsinstrument verstehen, mit dem er es analysiert.

Ich wüsste nicht, was gegen den Stahl und die Bronze des Denkens als Präzisionsinstrument zur Selbstanalyse spräche. Ich meine damit Stahl und Bronze, die wirklich Stahl und Bronze sind, jedoch des Geistes. Vielleicht ist dies das einzig angemessene Material. Vielleicht wird man sich mit dieser Idee eines Präzisionsinstruments näher befassen und sie konkret veranschaulichen müssen, um eine strenge innere Analyse vornehmen zu können. Natürlich wird man auch den Geist auf eine Art wirklicher Materie reduzieren müssen, mit einer Art Raum in dem er existieren kann. All dies hängt davon ab, inwieweit wir unsere inneren Empfindungen verfeinern und schärfen können, die, bis zum Äußersten ausgeschöpft, zweifellos in uns einen ebenso wirklichen Raum schaffen oder offenbaren wie den Raum, der von materiellen Dingen besetzt und als Ding unwirklich ist.

Ich weiß nicht einmal, ob dieser innere Raum nicht nur eine neue Dimension des anderen Raumes sein wird. Vielleicht gelangt die künftige wissenschaftliche Forschung zu der Erkenntnis, dass alle Wirklichkeiten die Dimensionen ein und desselben Raumes sind, der daher weder materiell noch geistig ist. In der einen Dimension leben wir als Körper, in der anderen als Seele. Und vielleicht gibt es noch weitere Dimensionen, in denen wir andere, ebenfalls wirkliche Facetten unserer selbst leben. Bisweilen mache ich mir einen Spaß daraus und lasse mich von der müßigen Überlegung gefangen nehmen, wohin dieses Erforschen wohl führen könnte.

Vielleicht wird man entdecken, dass, was wir Gott nennen und was sich so offenkundig auf einer anderen Ebene jenseits aller Logik und

räumlichen und zeitlichen Wirklichkeit befindet, eine uns eigene Existenzweise ist, eine Empfindung unserer selbst in einer anderen Dimension des Seins. Dies erscheint mir durchaus möglich. Vielleicht sind dann auch die Träume eine andere Dimension, in der wir leben, oder aber eine Überschneidung zweier Dimensionen; so wie ein Körper in der Höhe, in der Breite und in der Länge lebt, werden vielleicht auch unsere Träume im Ideal, im Ich und im Raum leben. Im Raum durch ihre Veranschaulichung, im Ideal durch ihre nicht materielle Substanz, im Ich durch jene innere Dimension, die sie als die unseren auszeichnet. Das Ich selbst, das Ich jedes einzelnen von uns, ist vielleicht eine göttliche Dimension. All das ist komplex und wird sich zweifellos zu gegebener Zeit weisen. Die heutigen Träumer sind vielleicht die grossen Vorläufer einer künftigen Wissenschaft der Letztbegründungen. Selbstverständlich glaube ich nicht an eine künftige letztbegründende Wissenschaft. Doch darum geht es hier nicht.

Bisweilen betreibe ich Metaphysik dieser Art so konzentriert gewissenhaft und ehrfürchtig wie jemand, der ernstlich arbeitet und Wissenschaft betreibt. Und es ist durchaus möglich, dass ich dies bereits tue. Wichtig ist, dass ich nicht allzu stolz darauf bin, da Stolz der strikten Unparteilichkeit der Wissenschaft zum Nachteil gereicht.

77

Um mich zu unterhalten -denn nichts ist so unterhaltsam wie die Wissenschaft oder die Beschäftigung mit Dingen, die, ohne Zweck verfolgt, den Anschein von Wissenschaftlichkeit erwecken -, beginne ich oftmals, mein Seelenleben peinlich genau daraufhin zu untersuchen, wie andere es wahrnehmen könnten. Hin und wieder erweist sich der Zeitvertreib, den mir diese zwecklose Taktik beschert, als traurig, mitunter als schmerzhaft.

Ich versuche ganz allgemein, den Eindruck zu ergründen, den ich bei anderen hinterlasse, und ziehe daraus meine Schlüsse. Im allgemeinen bin ich jemand, dem andere zugeneigt sind, ja, sogar mit einem unbestimmten, sonderbaren Respekt. Lebhaftige Zuneigung allerdings erwecke ich nicht. Niemand wird je von Herzen mein Freund sein. Deshalb können mich auch so viele respektieren.

78

Manche Wahrnehmungen sind Schlaf, nehmen wie Nebel den Horizont unseres Geistes ein, hindern uns am Denken, hindern uns am Handeln, verhindern, dass wir auf klare Weise *sind*. Als hätten wir nicht geschlafen, lebt in uns etwas Traumhaftes fort, und eine Tagessonne

erwärmt die stillstehende Oberfläche unserer Sinne. Es ist wie ein Rausch des Nicht-Seins, und der Wille gleicht einem Abfalleimer, im Vorbeigehen mit einem lässigen Tritt in den Garten entleert.

Wir schauen, sehen aber nicht. Die lange, von Menschentieren belebte Strasse gleicht einer Art liegendem Schild mit beweglichen Buchstaben, die keinen Sinn ergeben. Die Häuser sind nur Häuser. Wir sind nicht länger imstande, dem, was wir sehen, einen Sinn beizumessen, doch sehen wir genau, was es ist, das ja.

Die Hammerschläge vor der Tür des Kistenmachers klingen seltsam nah; hallen in grossen Abständen wider, nutzlose Echos. Die Fuhrwerke hören sich an wie an Tagen aufziehender Gewitter. Die Stimmen kommen aus der Luft und nicht aus Kehlen. Im Hintergrund, müde, der Fluss.

Nicht Überdruß verspürt man. Nicht Schmerz. Sondern den Wunsch, mit einer anderen Persönlichkeit einzuschlafen, mit einer Aufbesserung des Gehalts zu vergessen. Man spürt nichts, allenfalls einen Automatismus unten, der bewirkt, dass ein Paar Beine, die uns gehören, sich unfreiwillig in Bewegung setzen, auf dem Pflaster widerhallen, ein Paar Füsse, die man in den Schuhen spürt. Vielleicht spürt man nicht einmal das. Um die Augen herum herrscht ein Druck im Kopf, als hätte man die Finger in den Ohren.

Als sei die Seele verschnupft. Und bei dem literarischen Bild des Krankseins wird der Wunsch geweckt, das Leben möge eine Zeit der Genesung sein, ohne ein Weitergehen; und der Gedanke an Genesung ruft die Erinnerung an Landhäuser in der Umgebung wach, an ihr Inneres, anheimelnd, fernab von Strassen und Räderlärm. Ja, man verspürt nichts. Man geht bewusst an der Tür vorüber, durch die man treten sollte, man geht wie im Schlaf und vermag dem Körper keine andere Richtung zu geben. Man geht an allem vorüber. Was ist mit dem Tamburin, Bär, der du stillstehst?

79

Sacht, wie etwas Beginnendes, hing Ebbegeruch über dem Tejo und breitete sich schmutzig aus bis hin zur Unterstadt. Eine Übelkeit erregende Frische in der kalten Reglosigkeit eines lauen Meeres. Ich spürte das Leben im Magen, und mein Geruchssinn verlagerte sich hinter die Augen. Hoch oben ruhten spärliche Wolken im Nichts Spiralen in einem Aschgrau, das in falschem Weiss verblich. Ein feiger Himmel bedrohte die Atmosphäre wie ein unhörbarer Donner aus Luft. Selbst im Flug der Möwen war Stillstand; sie schienen leichter als die Luft, es war, als hätte sie jemand dort zurückgelassen. Nichts war

erstickend. Der Tag verlosch in unserer Unruhe; die Luft kühlte schubweise ab.

Meine armseligen Hoffnungen, geboren aus dem Leben, das ich gezwungen war zu leben! Sie sind wie diese Stunde und diese Luft Nebel ohne Nebel, ein Sturm im Wasserglas. Ich möchte schreien, Schluss machen mit dieser Landschaft und diesem Grübeln. Doch selbst in meiner Absicht ist das Meer mit seinem Geruch, und die Ebbe in mir hat die modrige Schwärze draussen freigelegt, die ich nur sehe, weil ich sie rieche.

Welche Inkonsequenz, mir selbst genügen zu wollen! Welch sarkastisches Bewusstsein vermeintlicher Empfindungen! Welche Verstrickung der Seele mit den Empfindungen, der Gedanken mit der Luft und dem Fluss, nur um zu sagen, dass mich das Leben in meinem Geruchssinn und meinem Bewusstsein schmerzt, um es nicht sagen zu können wie mit dem einfachen, umfassenden Satz aus dem Buch Hiob: »Meine Seele ist meines Lebens überdrüssig!«

81

Auf der Straße knarren Fuhrwerke vorüber - vereinzelte Geräusche, langsam, im Einklang, scheint es, mit meiner Schläfrigkeit. Es ist Mittagszeit, aber ich bin im Büro geblieben. Der Tag ist lau und leicht verhangen. In seinen Stimmen finde ich, aus irgendeinem Grund, er mag mit meiner Schläfrigkeit zu tun haben, alles aus diesem Tag wieder.

82

Ich weiß nicht, welch vage Liebkosung - je weniger sie liebkost, umso sanfter ist sie - mir die unstete Brise des Abends an Stirn und Verständnis fächelt. Ich weiß nur, dass mir der Überdruß, unter dem ich leide, für einen Augenblick besser passt als ein Kleidungsstück, das nicht langer auf einer Wunde scheuert.

Armselige Sensibilität, die von einer leichten Luftbewegung abhängt, um - wenn auch nur vorübergehend - Ruhe zu finden! Aber so ist es mit der Sensibilität der Menschen, und ich glaube nicht, dass unvermittelt gewonnenes Geld oder ein unerwartet geschenktes Lächeln für die Menschen mehr Gewicht haben, sie bedeuten anderen das, was mir just in diesem Augenblick eine flüchtige Brise bedeutet.

Ich kann ans Schlafen denken. Kann vom Träumen träumen. Sehe die Objektivität aller Dinge klarer. Mache mir mein Gefühl für das Äußere des Lebens entspannter zunutze. Und das nur, weil sich die Brise kurz vor der Straßenecke drehte und mir jetzt heiter über die Haut streicht.

Alles, was wir lieben oder verlieren - Dinge, Wesen, Bedeutungen -, streift unsere Haut und gelangt so in unsere Seele, und dieses Geschehen ist in Gott nur die Brise, die mir eine vermeintliche Erleichterung bringt, einen günstigen Augenblick und die Kraft, alles mit Bravour verlieren zu können.

83

Wirbel, Strudel in der fließenden Flüchtigkeit des Lebens! Auf dem großen Platz im Zentrum der Stadt strömt das Wasser der Menge in mäßiger Buntheit dahin, beschreibt Kurven, bildet Lachen, öffnet sich zu Bachsen, vereinigt sich zu Flüssen. Meine Augen nehmen zerstreut wahr, und ich entwerfe in mir dieses aquatische Bild, das, besser als jedes andere, zumal ich dachte, es würde bald regnen, dieser unbestimmten Bewegungen entspricht.

Beim Schreiben dieses letzten Satzes, der für mich genau das besagt, was er beschreibt, dachte ich, es wäre nützlich, an das Ende meines Buches, sofern es veröffentlicht wird, unter die "Errata" einige „Non-Errata“ zu setzen, nämlich: Der Satz „dieser unbestimmten Bewegungen“ auf Seite soundso mit dem Pronomen und Adjektiv im Singular und dem Substantiv im Plural ist, wie er dasteht, richtig. Aber was hat das mit dem zu tun, was ich dachte? Nichts, und deshalb denke ich es nicht mehr.

Um die Mitten [*sic*] des Platzes knirschen und bimmeln die Elektrischen wie große, gelbe Streichholzschachteln auf Rädern, in die ein Kind ein abgebranntes Streichholz schräg als Mast gesteckt hat; sie setzen sich mit lautem metallischem Pfeifen in Bewegung. Rings um die Statue in der Mitte nehmen sich die Tauben wie schwarze Brosamen aus, wirbeln durcheinander, als sei ein Windstoß zwischen sie gefahren. Dicke Geschöpfe auf kleinen Trippelfüssen.

Und Schatten sind sie, Schatten...

Von nahem betrachtet sind alle Menschen auf eintönige Weise verschieden. Vieira sagte, Frei Luis de Sousa habe dies mit »das Gewöhnliche in seiner Einzigartigkeit« beschrieben. Diese Menschen hier sind einzigartig in ihrer Gewöhnlichkeit, im Gegensatz zum Stil von *Das Leben des Erzbischofs*. All das betrübt mich, und doch ist es mir gleichgültig. Ich bin hier, zufällig, wie alles im Leben.

Im Osten erhebt sich die Stadt, nur zum Teil sichtbar, fast senkrecht und erstürmt statisch das Kastell. Die bleiche Sonne umflort die unerwartete Häusermasse, die sie hier verbirgt, mit einer verschwommenen Aureole. Der Himmel ist von einem feuchtblassen Blau. Vielleicht regnet es heute wieder, doch sanfter als gestern. Der Wind scheint von Osten her zu

kommen, denn mit einem Mal riecht es nach reifem Obst und Grünzeug vom nahen Markt. Auf der Ostseite des Platzes tummeln sich mehr Auswärtige als auf der Westseite. Die Rollläden der Geschäfte fallen wie gedampfte Schusse nach oben. Ich weiß nicht warum, aber das Geräusch trägt mir diesen Satz zu. Vielleicht, weil sie dieses Geräusch vor allem beim Nach-unten-Gehen verursachen, jetzt jedenfalls gehen sie nach oben. Alles erklärt sich.

Mit einem Mal bin ich allein auf der Welt. Ich sehe all dies von der Höhe eines geistigen Daches aus. Ich bin allein auf der Welt. Sehen heißt abseits stehen. Klar sehen heißt stillstehen. Analysieren heißt fremd sein. Die Leute gehen vorüber, nicht die leichteste Berührung. Um mich nur Luft. Ich fühle mich so mutterseelenallein, dass ich den Abstand zwischen mir und meinem Anzug spüre. Ich bin ein Kind, gehe im Nachthemd, ein schlecht angezündetes Licht in der Hand, durch ein großes, verlassenes Haus. Bewohnt von Schatten, die mich umgeben - nur Schatten, Söhne der toten Dinge und des Lichts, das mich begleitet. Selbst hier, in der Sonne, umgeben mich diese Schatten, doch sind sie Menschen.

89

Die einzige eines höheren Menschen würdige Einstellung ist das beharrliche Festhalten an einer Tätigkeit, die er als nutzlos erkennt, das Unterwerfen unter eine Disziplin, von der er weiß, dass sie fruchtlos ist, und das rigorose Anwenden philosophischer und metaphysischer Denknormen, deren Bedeutungslosigkeit er erkannt hat.

90

14.5.1930

Die Realität als eine Form der Illusion erkennen und die Illusion als eine Form der Realität ist so notwendig wie nutzlos. Das kontemplative Leben muss, um überhaupt existieren zu können, die objektiven Akzidenzien als weitverstreute Prämissen für eine Folgerung betrachten, die es nicht ziehen kann; doch muss es zugleich die nicht notwendig wahre Beschaffenheit des Traumes in gewisser Weise der Aufmerksamkeit als wert erachten, die wir ihm widmen und die genau uns zu kontemplativen Menschen macht.

Jedes Ding ist, je nachdem, wie man es betrachtet, ein Wunder oder ein Hemmnis, ein Alles oder ein Nichts, ein Weg oder ein Problem. Es immer wieder anders betrachten heißt, es erneuern und vervielfältigen. Daher hat ein kontemplativer Mensch, ohne sein Dorf je zu verlassen,

gleichwohl das ganze Universum zu seiner Verfügung. Das Unendliche findet sich in einer Zelle wie in einer Wüste. Auf einem Stein kann man kosmisch schlafen.

Es gibt jedoch Augenblicke des Nachdenkens - und jeder, der nachdenkt, kennt sie -, in denen einem alles verbraucht, alles alt und alles wie ein Déjà-vu erscheint, obgleich man es noch nie gesehen hat. Denn so sehr wir auch über etwas nachdenken und es durch unser Nachdenken verändern, es wird doch immer Gegenstand unseres Nachdenkens bleiben. Irgendwann Überkommt uns die Sehnsucht nach dem Leben, wir möchten erkennen ohne die Erkenntnis, nachdenken nur mit den Sinnen oder tastend und fühlend denken, aus dem Gegenstand unseres Denkens heraus, als wären wir Wasser und er ein Schwamm. Dann wird auch für uns Nacht, und die große emotionale Müdigkeit verstärkt sich noch, da sie vom Denken kommt. Doch ist die Nacht ohne Ruhe, ohne Mond und ohne Sterne eine Nacht, als wäre alles umgekrempelt - das Unendliche nach innen genommen und eingeschränkt und der Tag zum schwarzen Futter eines nie gesehenen Anzugs.

Ja, es ist besser, immer besser, die menschliche Schnecke zu sein, die liebt, was sie nicht kennt, der Blutegel, der nicht weiß, wie abstoßend er ist. Die Unwissenheit als Leben haben, das Fühlen als Vergessen! Wie viele Geschichten sind nicht verlorengegangen im Grünweißen Kielwasser der Karavellen, kalter Speichel des hohen Steuerruders, Nase unter den Augen der alten Kajüten!

91

15.5.1930

Ein kurzer Blick aufs freie Feld über eine Mauer am Stadtrand ist für mich befreiender als für einen anderen eine lange Reise. Jeder Blickpunkt ist die Spitze einer umgekehrten Pyramide mit unbestimmbarer Grundfläche.

Es gab eine Zeit, in der mich Dinge ärgerten, über die ich heute lächle. Dazu gehörte, und ich erlebe sie weiterhin täglich, die Beharrlichkeit, mit der im Alltag verwurzelte Tatmenschen Dichter und Künstler belächeln. Anders als unsere Zeitungsphilosophen glauben, tun sie dies nicht immer aus einem Gefühl der Überlegenheit heraus, sondern oftmals recht wohlmeinend. Doch stets so, als meinten sie es gut mit einem Kind, jemandem, der den Anforderungen des praktischen Lebens fremd gegenübersteht.

Dies ärgerte mich früher, da ich wie die Einfältigen annahm - und ich war einfältig -, das Belächeln derer, die sich mit Träumen und deren literarischer Umsetzung beschäftigten, entspränge einem Gefühl der Überlegenheit. Es ist aber nur ein Widerhall auf etwas anderes. Während ich dieses Lächeln früher als Beleidigung empfand, da ich es für einen Ausdruck von Überlegenheit hielt, sehe ich in ihm heute eher einen unbewussten Zweifel; so wie Erwachsene Kindern oftmals eine Geistesschärfe zuerkennen, die der ihren überlegen ist, so erkennen sie uns, die wir träumen und unsere Träume in Worte fassen, ein gewisses Anderssein zu, das sie jedoch misstrauisch stimmt, da es sie befremdet. Ich glaube fast, dass die Intelligenteren dieser Zunft unsere Überlegenheit bisweilen durchaus wahrnehmen, dies dann aber mit einem überlegenen Lächeln vertuschen.

Unsere Überlegenheit besteht nicht in dem, was so viele Träumer für Überlegenheit schlechthin hielten. Der Träumer ist dem Tatmenschen nicht etwa überlegen, weil der Traum der Wirklichkeit überlegen wäre. Die Überlegenheit des Träumers besteht vielmehr darin, dass Träumen praktischer ist als leben und er aus dem Leben einen viel umfassenderen und vielfaltigeren Genuss zieht als der Tatmensch. Besser und genauer gesagt: der Träumer ist der eigentliche Tatmensch. Da das Leben im wesentlichen ein geistiger Zustand ist und alles, was wir tun oder denken, die Gültigkeit besitzt, die wir ihm zugestehen, hängt die Wertung von uns ab. Der Träumer ist ein Verteiler von Banknoten, und die Banknoten, die er verteilt, laufen in der Stadt seines Geistes auf die gleiche Weise um wie die Banknoten der Wirklichkeit. Was kümmert es mich, dass, wenn es kein Gold gibt in der künstlichen Alchimie des Lebens, das Papiergeld meiner Seele nicht in Gold konvertierbar ist? Nach uns allen kommt die Sintflut, aber erst nach uns allen. Wohl denen, die erkennen, dass alles Fiktion ist, und ihren Roman schreiben, bevor ihn ein anderer für sie schreibt, und wie Machiavelli Hofstaat anlegen, um insgeheim schreiben zu können.

99

12.6.1930

Es gibt Zeiten, in denen uns alles ermüdet, selbst das, was uns für gewöhnlich erholsam erscheint. Dinge, die uns ermüden, da sie ermüdend sind; erholsame Dinge, da allein der Gedanke an sie uns ermüdet. Es gibt eine seelische Niedergeschlagenheit, die weitergehender ist als alle Angst und aller Schmerz; ich glaube, sie ist nur denen bekannt, die Angst und Schmerz meiden und sich selbst gegenüber so diplomatisch sind, ihrem eigenen Überdruß aus dem

Weg zu gehen. Da sie auf diese Weise zu gegen die Welt gepanzerten Wesen werden, verwundert es nicht, dass sie in Momenten der Bewusstwerdung plötzlich die ganze Last ihres Panzers wahrnehmen und das Leben als eine umgekehrte Angst, als einen nicht erlittenen Schmerz.

Ich befinde mich an einem solchen Punkt, und wenn ich diese Zeilen hier schreibe, dann, um mich wenigstens zu versichern, dass ich lebe. Den ganzen Tag, bis jetzt, habe ich wie im Schlaf gearbeitet, wie im Traum habe ich gerechnet und entlang meiner Benommenheit geschrieben. Den ganzen Tag habe ich das Leben als Last empfunden, auf meinen Augen, an meinen Schläfen - Schlaf in den Augen, Druck von innen, hinter den Schläfen, und das Bewusstsein von alledem im Magen, Ekel und Niedergeschlagenheit.

Das Leben erscheint mir als ein metaphysischer Irrtum der Materie, ein Versehen der Untätigkeit. Ich sehe mir nicht einmal den Tag an, um herauszufinden, ob er mich in irgendeiner Weise von mir ablenken könnte und ob, was ich hier jetzt beschreibe, die leere Tasse meiner Abneigung gegen mich mit Worten zudecken könnte. Ich sehe mir nicht einmal den Tag an, sitze gebeugt da und weiß nicht, ob das Sonne oder Nicht-Sonne ist, draußen auf der subjektiv betrachteten, traurigen Straße, der verlassenen Straße, auf der das Geräusch der Leute vorübergeht. Ich weiß nichts, und meine Brust schmerzt mich. Ich habe aufgehört zu arbeiten, möchte still verharren. Ich betrachte das schmutzigweiße Löschpapier, das, an den Ecken befestigt, das ehrwürdige Alter des schrägen Schreibpults bedeckt. Ich studiere die Kritzeleien, die Konzentration und Zerstretheit auf ihm hinterlassen haben. Mehrfach meine Unterschrift, spiegelverkehrt oder auf dem Kopf stehend. Einige Zahlen hier und dort. Ein paar nichtssagende Zeichnungen aus der Feder meiner Unaufmerksamkeit. Ich betrachte dies alles so aufmerksam wie ein Hinterwäldler, der noch nie ein Löschpapier gesehen hat, mein Gehirn arbeitet träge hinter den für das Sehvermögen zuständigen Zentren.

Ich empfinde eine innere Müdigkeit, so groß, dass ich ihr kaum Platz bieten kann. Und ich will weder etwas, noch hätte ich gerne etwas, noch ist da etwas, wovor ich fliehen wollte.

100

13.6.1930

Ich lebe immer in der Gegenwart. Die Zukunft kenne ich nicht. Die Vergangenheit gehört mir nicht mehr. Die eine lastet auf mir wie die Möglichkeit zu allem, die andere wie die Wirklichkeit von nichts.

Ich habe weder Hoffnungen noch Sehnsüchte. Da ich weiß, was mein Leben bis heute war - so viele Male und in so vielem das Gegenteil dessen, was ich mir gewünscht hatte -, was kann ich da mutmaßen über mein morgiges Leben? Einzig dass es sein wird, was ich nicht vermute, was ich nicht will und was mir von außen zustößt, bisweilen selbst durch mein eigenes Zutun. Da ist nichts in meiner Vergangenheit, an das ich mich erinnerte und mir vergeblich wünschte, es gäbe dafür eine Wiederholung. Ich war immer nur eine Spur, ein Trugbild meiner selbst. Meine Vergangenheit ist all das, was ich nicht zu sein vermochte. Nicht einmal entschwundene Augenblicke rufen Gefühle der Sehnsucht in mir wach: Gefühle verlangen den Augenblick; ist dieser vorüber, wird eine neue Seite aufgeschlagen, und die Geschichte geht weiter, nicht aber der Text.

Kurzer, dunkler Schatten eines städtischen Baumes, leichtes Wasser plätschern in ein tristes Becken, Grün des getrimmten Rasens, öffentlicher Park bei anbrechender Dämmerung - ihr seid in diesem Augenblick das gesamte Universum für mich, denn ihr nehmt mein bewusstes Wahrnehmen ganz und gar in Besitz. Ich möchte vom Leben nicht mehr als wahrnehmen, wie es sich in diesen unvorhersehbaren Nachmittagen verliert zum Geschrei fremder Kinder, die in Parks wie diesem spielen, eingezäunt von der Melancholie der sie umgebenden Straßen, und jenseits des hohen Geästs der Bäume die Kuppel des alten Himmels, an dem die Sterne wiederaufflammen.

101

Wenn unser Leben ein ewiges Stehen am Fenster wäre und wir so bleiben könnten, wie stehender Rauch, für immer, mit dem immer selben Augenblick der Dämmerung, wie ein Schmerz auf der Linie der Hügel ... Wenn wir so bleiben könnten über alle Zeit hinaus! Wenn es möglich wäre diesseits der Unmöglichkeit, ohne zu handeln, ohne dass unsere Lippen sich mit weiteren Worten versündigen!

Sieh nur, wie es allmählich dunkel wird! ... Die positive Ruhe von allem erfüllt mich mit Zorn, schmeckt bitter beim Atemholen. Meine Seele schmerzt mich ... Langsam steigt ein Rauchfaden auf und verfliegt in der Ferne ... Banger Überdruß lenkt meine Gedanken ab von dir... So überflüssig alles! Wir, die Welt und beider Geheimnis.

102

27.6.1930

Das Leben ist für uns das, was wir in ihm sehen. Für den Bauern, dem sein Feld alles bedeutet, ist dieses Feld ein Imperium. Für den Cäsar, dem sein Imperium nicht genügt, ist dieses Imperium ein Feld. Der Arme besitzt ein Imperium; der Große besitzt ein Feld. Tatsächlich besitzen wir einzig unsere eigenen Wahrnehmungen; auf sie und nicht auf das, was sie sehen, müssen wir demnach die Wirklichkeit unseres Lebens gründen. Das sage ich in einer bestimmten Absicht.

Ich habe viel geträumt. Ich bin es müde, geträumt zu haben, doch nicht müde zu träumen. Des Träumens wird niemand müde, denn träumen heißt vergessen, und vergessen bedrückt nicht, es ist ein traumloser Schlaf, in dem wir wach sind. In Träumen habe ich alles erreicht. Ich bin auch aufgewacht, aber was macht das schon aus? Wie viele Cäsaren war ich nicht! Und die Ruhmreichen, welche Kleingeister! Cäsar, durch die Großmut eines Piraten vom Tod errettet, ließ diesen Piraten suchen, gefangen nehmen und kreuzigen. Als Napoleon auf St. Helena sein Testament machte, setzte er einem Verbrecher, der versucht hatte, Wellington zu ermorden, ein Legat aus. O Größe, wie gleichst du der Seelengröße meiner schielenden Nachbarin! O große Männer der Köchin einer anderen Welt! Wie viele Cäsaren war ich und träume ich noch immer zu sein!

Wie viele Cäsaren war ich, wenngleich nie ein wirklicher! Wahrhaft kaiserlich war ich nur im Traum, weshalb ich auch nie etwas war. Meine Heere wurden geschlagen, aber die Niederlage war eine matte Sache, und niemand verlor dabei sein Leben. Ich habe keine Banner verloren. In meinen Träumen sehe ich nie ein Heer mit Bannern, eine Ecke verstellt mir immer die Sicht. Wie viele Cäsaren war ich nicht hier, in der Rua dos Douradores! Und die Cäsaren, die ich war, leben weiter in meiner Phantasie; aber die einstigen Cäsaren sind tot, und die Rua dos Douradores, das heißt die Wirklichkeit, kann sie nicht kennen.

Ich werfe die leere Streichholzschachtel in den Abgrund der Straße, über das Sims meines hohen balkonlosen Fensters. Ich erhebe mich von meinem Stuhl und lausche. Deutlich, als habe dies etwas zu bedeuten, hallt die Streichholzschachtel auf der Straße wider, und ich weiß, sie ist menschenleer. Kein anderes Geräusch ist vernehmbar, nur der Geräuschpegel der Stadt. Ja, einer ganz und gar sonntäglichen Stadt - so viele Geräusche, nicht einzeln auszumachen, und doch hat es mit allen seine Richtigkeit.

Wir lieben niemanden, nie. Wir lieben allein die Vorstellung, die wir von jemandem haben. Unsere eigene Idee - uns selbst also – lieben wir. Das gilt für die ganze Bandbreite der Liebe. In der sexuellen Liebe suchen wir unser Vergnügen vermittelt eines fremden Körpers. In der nichtsexuellen Liebe suchen wir unser Vergnügen vermittelt unserer Vorstellung. Der Onanist mag abstoßend sein, doch genaugenommen ist er der vollkommene logische Ausdruck des Liebenden. Als einziger gibt er weder etwas vor, noch betrügt er sich selbst.

Die Beziehungen zwischen zwei Seelen vermittelt so ungewisser und gegensätzlicher Dinge wie geläufiger Worte und Gesten sind erstaunlich vielschichtig. Selbst im Augenblick des Erkennens wissen wir nichts voneinander. Zwei Menschen sagen »ich liebe dich« oder denken und fühlen es gegenseitig, und doch verbindet jeder damit eine andere Vorstellung, ein anderes Leben, vielleicht sogar eine andere Farbe, ein anderes Aroma oder einen anderen Duft innerhalb der abstrakten Summe von Eindrücken, die das Seelenleben ausmacht. Ich sehe heute so klar, als existierte ich nicht. Mein Denken ist nackt wie ein Skelett, bar aller Fleischfetzen der Illusion des Ausdrucks. Und die Betrachtungen, die ich hier anstelle und wieder verwerfe, beruhen auf nichts - zumindest auf nichts aus den ersten Reihen meines Bewusstseins. Vielleicht war es der Liebeskummer des kaufmännischen Angestellten, vielleicht irgendein Satz aus einer dieser Liebesgeschichten, die unsere Zeitungen von der ausländischen Presse übernehmen, vielleicht auch ein unbestimmter Ekel, den ich mit mir herumtrage und dessen Grund für mich nicht in meinem Körper liegt... Vergils Scholiast täuschte sich. Insbesondere das Verstehen ermüdet uns. Leben heißt. nicht denken.

113

Zwei, drei Tage, ähnlich dem Beginn einer Liebe ...

Für den Ästheten einzig wegen der Empfindungen, die solches bei ihm auslöst, von Interesse. Weiterzugehen hieße den Bereich von Eifersucht, Leid und Erregung betreten. In diesem Vorzimmer der Gefühle findet man die ganze Süße der Liebe ohne ihre Tiefe – einen leichten Genuss mithin, ein vages Aroma von Wünschen; und wenn auf diese Weise alles Große verlorengelht, das der Tragik jeder Liebe innewohnt, so vergesse man nicht, der der Ästhet Tragödien zwar mit Interesse verfolgt, aber nur ungerne selbst erleidet. Die Sorge um die eigene Befindlichkeit verringert die Sorge um die Phantasie. Es herrscht, wer sich über das Gewöhnliche erhebt.

Ich könnte mich durchaus mit dieser Theorie anfreunden, wäre ich davon zu überzeugen, dass sie nicht ist, was sie ist, nämlich ein aufwendiger Lärm, den ich vor den Ohren meines Verstandes veranstalte, damit er gewissermaßen nicht merkt, dass der Grund für all dies meine Scheu und meine Lebensunfähigkeit ist.

114 *Ästhetik des Künstlichen*

Das Leben schadet dem Ausdruck des Lebens. Erlebte ich eine große Liebe, ich könnte nie von ihr sprechen. Nicht einmal ich weiss, ob dieses Ich, das ich auf diesen mäandernden Seiten vor Ihnen ausbreite, wirklich existiert oder nur eine ästhetische und zudem falsche Vorstellung von mir selbst ist. Ja, dem ist so. Ich erlebe mich ästhetisch in einem Anderen. Ich habe mein Leben gestaltet wie eine Statue aus einem meinem Sein fremden Stoff. Ich habe mich so sehr außerhalb meiner selbst gestellt, und mein Selbst-Bewusstsein ist mir so sehr zur Kunst geraten, dass ich mich bisweilen selbst nicht erkenne. Wer bin ich hinter dieser Unwirklichkeit? Ich weiß es nicht. Irgendjemand werde ich wohl sein. Und wenn ich nicht zu leben suche, zu handeln, zu fühlen, geschieht dies - glauben Sie mir -, um das bereits fertige Profil meiner mutmaßlichen Persönlichkeit nicht zu verfälschen. Ich will der sein, der ich sein wollte und nicht bin. Gabe ich dem Leben nach, wäre das Selbstzerstörung. Ich will ein Kunstwerk sein, zumindest in meiner Seele, wenn ich es schon nicht in meinem Körper sein kann. Daher habe ich mich in Stille und Entfremdung gestaltet und mich in ein Treibhaus gestellt, geschützt vor frischer Luft und direktem Licht - dort kann meine Künstlichkeit, wie eine absurde Blume, in ferner Schönheit erblühen.

Bisweilen denke ich, wie schön es wäre, könnte ich meine Träume miteinander verbinden und mir auf diese Weise ein immerwährendes Leben erschaffen, ein Leben aus Tagen mit imaginären Tischgenossen und frei erfundenen Menschen, und könnte ich dieses falsche Leben leben, erleiden und genießen. Unglück Widerführe mir, und großes Glück brache über mich herein. Und nichts an mir wäre wirklich. Doch alles hätte seine erhabene Logik; alles gehorchte einem Rhythmus wonnevoller Falschheit, geschähe in einer Stadt, aus meiner Seele erbaut, irgendwo [am] Bahnsteig neben einem stillstehenden Zug, fern in mir, unendlich fern... Und all dies deutlich, unvermeidbar, wie im äußeren Leben, doch von der Ästhetik einer sterbenden Sonne.

Unser Leben so gestalten, dass es für andere ein Geheimnis bleibt, dass, wer uns besser kennt, uns nur aus größerer Nahe verkennt als andere. So habe ich mein Leben gestaltet, fast ohne daran zu denken, aber mit einem so kunstvollen Gespür, dass ich selbst mir zu einem alles andere als klar erkennbaren Einzelwesen geworden bin.

116

Schreiben heißt vergessen. Die Literatur ist die angenehmste Art, das Leben zu ignorieren. Die Musik wiegt ein, die visuellen Künste beleben, die lebendigen Künste (wie Tanz und Theater) unterhalten. Die Literatur jedoch entfernt sich vom Leben, weil sie das Leben zum Schlaf macht; alle übrigen Künste hingegen bleiben im Leben – die einen, weil sie sich sichtbarer und mithin vitaler Formen bedienen, die anderen, weil sie vom menschlichen Leben leben.

Nicht aber die Literatur. Sie täuscht das Leben vor. Ein Roman ist die Geschichte dessen, was nie war, und ein Drama ein Roman ohne Geschichte. Ein Gedicht ist der Ausdruck von Ideen oder Gefühlen in einer Sprache, die niemand gebraucht, denn niemand spricht in Versen.

117

27.7.1930

Die meisten Leute leiden an dem Unvermögen, zu sagen, was sie sehen und denken. Es heißt, nichts sei schwieriger als eine Spirale mit Worten zu definieren. Dazu, heißt es wiederum, müsse man in der Luft mit der Hand und ohne Literatur eine stetig aufwärts drehende Bewegung beschreiben, durch die sich jene Sprungfedern und manchen Treppen eigene Form dem Auge darstellt. Doch sobald wir uns vergegenwärtigen, dass sagen erneuern heißt, ist es uns ein leichtes, eine Spirale zu definieren: sie ist ein aufsteigender, sich nie schließender Kreis. Ich weiß wohl, die meisten Leute würden eine solche Definition nie wagen, da sie annehmen, definieren hieße sagen, was andere wollen, dass man sagt, und nicht, was man sagen sollte, um zu definieren. Genauer gesagt: Eine Spirale ist ein virtueller Kreis, der sich aufsteigend fortsetzt, ohne je Kreis zu werden. Aber nein, auch diese Definition ist noch immer abstrakt: Ich werde mich des Konkreten bedienen, und alles wird klar sein: Eine Spirale ist eine vertikal um ein Nichts gewundene Schlange, die keine Schlange ist. (...)

123

Verzicht ist Befreiung. Nicht wollen ist können. Was kann mir China geben, das meine Seele mir nicht schon gegeben hatte? Und wenn meine Seele es mir nicht geben kann, wie dann kann China es mir geben, da ich China mit meiner Seele sehen werde, falls ich es sehen sollte! Ich könnte im Orient nach Reichtum suchen, nicht aber nach dem Reichtum der Seele, denn der Reichtum meiner Seele bin ich, und ich bin, wo ich bin, mit oder ohne Orient.

Ich verstehe, dass reisen muss, wer unfähig ist zu fühlen. Daher sind Reisebücher auch so arm an Erfahrung, sie taugen nur so viel wie die Vorstellungskraft dessen, der sie schreibt. Besitzt der Schreiber Vorstellungskraft, kann er uns verzaubern, und dies ebenso mit der detaillierten, photographisch genauen Beschreibung von Landschaften, die er sich vorstellte, wie mit der zwangsläufig weniger detaillierten Beschreibung von Landschaften, die er zu sehen vermeinte. Wir alle sind kurzsichtig, ausgenommen nach innen. Nur unsere Traumaugen brauchen keine Brille.

Unsere irdische Erfahrung kennt im Grunde nur zweierlei: das Allgemeine und das Besondere. Das Allgemeine beschreiben heißt das beschreiben, was allen menschlichen Seelen und aller menschlichen Erfahrung gemein ist: den weiten Himmel mit Tag und Nacht, die an ihm und durch ihn werden; das Fließen der Flüsse, alle von gleich jungfräulich frischem Wasser; die Meere, weit wogende Wellenberge, die Majestät der Höhe im Geheimnis der Tiefe bewahrend; die Jahreszeiten, Felder, Gesichter und Gesten; die Verkleidungen und das Lächeln; die Liebe und den Krieg; die Götter, gleichermaßen endlich und unendlich; die gestaltlose Nacht, Mutter des Weltenursprungs, das Fatum, jenes geistige Ungeheuer, das alles ist... Beschreibe ich dies oder etwas ähnlich Allgemeines, spricht meine Seele die primitive, göttliche Sprache, das Idiom Adams, das alle verstehen. Doch welche babylonische Sprache müsste ich sprechen, wollte ich den Santa-Justa-Aufzug in Lissabon, die Kathedrale von Reims, die Hosen der Zuaven oder die Art beschreiben, wie man Portugiesisch in der Provinz Trás-os-Montes spricht? Dies sind Unebenheiten an der Oberfläche, fühlbar mit unseren Füßen, nicht aber mit unserem Kopf. Das Allgemeine am Santa-Justa-Aufzug ist die Mechanik, die uns das Leben erleichtert. Das Wahre an der Kathedrale von Reims ist weder die Kathedrale noch Reims, sondern die religiöse Majestät von Bauwerken, die dem Erkennen der menschlichen Seelentiefe gewidmet sind. Ewig an den Hosen der Zuaven ist die mit ihnen verbundene farbige Vorstellung von Trachten, eine menschliche Sprache, deren gesellschaftliche Einfachheit in gewisser Weise eine neue Nacktheit ist. Das Allgemeine an unterschiedlichen Mundarten ist der heimische Stimmklang von spontan lebenden Leuten, die Verschiedenheit einander naher Menschen, das

bunte Erbe der Lebensweisen, die Unterschiedlichkeit der Völker und die große Vielfalt der Nationen.

Ewige Reisende in uns selbst, sind unsere Landschaften, was wir sind. Wir besitzen nichts, weil wir nicht einmal uns besitzen. Wir haben nichts, weil wir nichts sind. Welche Hände sollte ich nach welchem Universum ausstrecken? Das Universum ist nicht mein: ich bin es.

131

Da ich nichts zu tun habe noch denken will, was ich tun könnte, vertraue ich diesem Papier die Beschreibung meines Ideals an -

Notiz:

Die Sensibilität Mallarmés im Stil Vieiras; wie Verlaine im Körper von Horaz träumen; Homer im Mondlicht sein.

Alles auf alle Weise fühlen; mit den Gefühlen denken können und mit dem Denken fühlen; mit *coquetterie* leiden; klar sehen, um richtig zu schreiben; sich erkennen mit Verstellungskunst und taktischem Geschick; sich als anderer Mensch einbürgern samt allen Dokumenten; kurzum, keine Empfindung nach außen dringen lassen, sie abschälen bis hin zu Gott; dann aber von neuem einwickeln und wieder ins Schaufenster legen wie der Handlungsgehilfe, den ich von hier aus sehen kann, mit den kleinen Schuhcremedosen einer neuen Marke. All diese Ideale, mögliche wie unmögliche, finden jetzt ein Ende. Ich habe die Wirklichkeit vor mir - es ist nicht einmal der Handlungsgehilfe, es ist seine Hand (ihn kann ich nicht sehen), absurder Tentakel einer Seele mit Familie und Schicksal, tastend wie eine Spinne ohne Netz, sich streckend, während sie die Ware wieder in die Auslage legt. Und eine der Dosen fällt zu Boden - wie unser aller Schicksal.

132

Je genauer ich das Schauspiel der Welt betrachte, den sich beständig ändernden Stand der Dinge, desto überzeugter bin ich vom Fiktiven, das allem eigen ist, vom falschen und hohen Ansehen, das alle Wirklichkeit genießt. Und bei diesem Betrachten, wie es wohl jedem Nachdenkenden zustößt, wirkt die bunte Parade von Sitten und Moden, der komplizierte Lauf von Zivilisation und Fortschritt, das großartige Durcheinander von Imperien und Kulturen, ja, wirkt all dies auf mich wie ein Mythos, eine Fiktion, geträumt zwischen Schatten und Vergessen. Doch ich weiß nicht, ob die höchste Bestimmung dieser Ziele - tot, selbst wenn erreicht - im ekstatischen Entsagen Buddhas liegt, der Aufstand aus seiner Ekstase, als er die Leere der Dinge erkannte, und sagte: »Nun weiß ich alles«, oder aber im allzu geübten Gleichmut des

Kaisers Severus: »*omnia fui, nihil expedit* – ich bin alles gewesen, nichts ist der Mühe wert.«

133

... die Welt, ein Misthaufen instinktiver Kräfte, der dennoch in der Sonne glänzt, strohgolden, in hellen und in dunklen Tönen.

Wenn ich es recht bedenke, sind für mich Seuchen, Unwetter und Kriege Auswüchse ein und derselben blinden Kraft, die entweder mittels unbewusster Mikroben vorgeht, unbewusster Blitze und Wassermassen oder mittels unbewusster Menschen. Der Unterschied zwischen einem Erdbeben und einem Massaker ist für mich der gleiche wie zwischen einem Mord durch ein Messer und einem Mord durch einen Dolch. Das den Dingen innewohnende Ungeheuer setzt – zu seinem Vor- wie zu seinem Nachteil, was ihm scheinbar einerlei steinen Felsblock auf einem Berg in Bewegung wie auch Eifersucht oder Gier in einem Herzen. Der Felsblock fällt herab und tötet einen Menschen; Gier oder Eifersucht bewaffnen einen Arm, und der Arm tötet einen Menschen. So ist die Welt, ein Misthaufen instinktiver Kräfte, der dennoch in der Sonne glänzt, strohgolden, in hellen und in dunklen Tönen.

Um dieser brutalen Gleichgültigkeit entgegenzutreten, die offenkundig den Kern aller Dinge ausmacht, haben die Mystiker die Ablehnung entdeckt. Die Welt verneinen, ihr den Rücken kehren wie einem Sumpf, an dessen Rand wir stehen. Sie verneinen wie Buddha, ihr die absolute Wirklichkeit absprechen; sie verneinen wie Christus, ihr die relative Wirklichkeit absprechen; verneinen [...]

Ich habe vom Leben einzig erbeten, nichts von mir zu verlangen. Vor der Hütte, die ich nicht hatte, setzte ich mich in die Sonne, die nie schien, und genoss das künftige Alter meiner müden Wirklichkeit (froh, dass es noch nicht soweit war). Noch nicht gestorben zu sein genügt den im Leben Armen, und noch hoffen zu können [...]

[...] mich am Traum nur erfreuend, wenn ich nicht träume, mich der Welt nur erfreuend, wenn ich fern von ihr träume. Schwingendes Pendel, vor und zurück, sich rastlos bewegend, um nie anzukommen, auf ewig gefangen im doppelten Verhängnis eines Mittelpunkts und einer nutzlosen Bewegung.

134

Ich suche mich, aber finde mich nicht. Ich gehöre zu Chrysanthemen
stunden, makellos Vasen verlängernd. Gott hat aus meiner Seele etwas
Dekoratives gemacht.

Ich weiß nicht, welche übertrieben prunkvolle, erlesene Besonderheiten
meine Geisteshaltung bestimmen. Zweifellos liebe ich alles
Schmuckende, weil ich in ihm etwas wahrnehme, das übereinstimmt mit
der Substanz meiner Seele.

135

Die einfachsten Dinge, die wirklich einfachsten, die nichts halb-einfach
machen kam, werden kompliziert, wenn ich sie lebe. Mitunter traue ich
mich kaum, »Guten Tag« zu wünschen. Mir versiegt die Stimme, als sei
es ungehörig Kuhn, diese Worte laut auszusprechen. Es ist eine Art
Schamgefühl, zu existieren - anders kann ich es nicht nennen!

Die beständige Analyse unserer Empfindungen erzeugt eine neue Art
des Fühlens, die dem als künstlich erscheint, der nur mit dem Verstand
analysiert und nicht mit der Empfindung.

Mein Leben lang war ich metaphysisch nichtig, und lachhaft ernst.
Nichts habe ich ernsthaft gemacht, so sehr ich auch wollte. In mir trieb
ein boshaftes Schicksal sein Spiel.

Emotionen aus Kattun haben, aus Seide, aus Brokat! So seine
Emotionen beschreiben können! Seine Emotionen beschreiben können!

In meiner Seele kommt göttliches Bedauern auf über alles, ein stilles,
leidenschaftliches Verlangen, das Verdammten der Träume im Fleisch
derer zu beweinen, die sie träumten... Und ich hasse ohne Hass alle
Dichter, die Verse schrieben, alle Idealisten, die ihr Ideal [verwirklicht]
sehen wollten, all jene, die erreichten, was sie wollten.

Ziellos durchstreife ich die ruhigen Straßen, gehe, bis mein Körper müde
ist wie meine Seele, bis mich jener äußerste, vertraute Schmerz
schmerzt, der es genießt, dass man ihn spürt, sich selbst bemitleidet,
unbestimmbar mütterlich, melodisch.

Schlafen! Einschlafen! Ruhe finden! Ein abstraktes Bewusstsein sein,
bewusst nur seines ruhigen Atems, ohne Welt, ohne Gestirne, ohne
Seele - ein totes Meer der Empfindungen, das eine Abwesenheit von
Sternen spiegelt!

136

Die Last, zu fühlen! Die Last, fühlen zu müssen!

137

... die übermäßige Scharfe meiner Empfindungen oder vielleicht nur ihrer Äußerung oder genauer noch des zwischen beiden liegenden Verstandes, der aus meinem Wunsch nach Äußerung die fiktive Emotion entstehen lässt, die nur existiert, um geäußert zu werden: Vielleicht ist sie nur der Mechanismus in mir, der enthüllt, wer ich nicht bin.

138

Es gibt eine Gelehrsamkeit erworbenen Wissens, die man im eigentlichen Sinne als Gelehrsamkeit bezeichnet, und eine Gelehrsamkeit des Verstehens, die man Kultur nennt. Es gibt aber auch eine Gelehrsamkeit der Sensibilität.

Die Gelehrsamkeit der Sensibilität hat nichts zu tun mit Lebenserfahrung. Die Lebenserfahrung lehrt uns so wenig, wie die Geschichte uns etwas lehrt. Wahre Erfahrung beruht auf einem verminderten Kontakt mit der Wirklichkeit und einer verstärkten Analyse dieses Kontaktes. So vertieft und erweitert sich unsere Sensibilität, denn alles ist in uns; wir müssen es nur suchen und zu Suchen wissen. Was ist reisen, und wozu dient es? Jeder Sonnenuntergang ist ein Sonnenuntergang, um ihn zu sehen, muss man nicht nach Konstantinopel. Und das Gefühl der Befreiung, das vom Reisen ausgeht? Das kann ich ebenso haben, wenn ich von Lissabon nach Benfica, in die Vorstadt, fahre, und zwar sehr viel intensiver als einer, der von Lissabon nach China reist, denn ist die Befreiung nicht in mir, erlange ich sie nirgendwo. »Jede Straße«, sagte Carlyle »sogar die Straße von Entepfuhl fuhr dich ans Ende der Welt. « Aber folgt man der Straße von Entepfuhl ganz bis zum Ende, kommt man nach Entepfuhl zurück; derart, dass Entepfuhl, wo wir bereits waren, eben jenes Ende der Welt ist, das wir auszogen zu suchen.

Condillac beginnt sein berühmtes Buch mit dem Satz: »Wir mögen noch so hoch hinauf- und noch so tief hinabsteigen, über unsere Empfindungen kommen wir dabei nie hinaus.« Wir können nie aus uns selbst aussteigen. Es gelingt uns nie, ein anderer zu werden, es sei denn, wir ändern uns durch unsere eigene Empfindung und Vorstellungskraft. Die wahren Landschaften sind jene, die wir uns erschaffen, denn als ihre Schöpfer sehen wir sie so, wie sie wirklich sind, das heißt, wie sie erschaffen wurden. Nicht einer der sieben Teile

der Welt interessiert mich so, dass ich ihn wirklich sehen könnte; ich bereise den achten, und er ist mein.

Selbst wer alle Meere durchkreuzt hat, hat nur die eigene Eintönigkeit durchkreuzt. Ich habe schon mehr als alle Meere durchkreuzt. Ich habe schon mehr Berge gesehen als die auf Erden. Ich habe schon mehr Städte bereist als die bestehenden, und die großen Flüsse unwirklicher Welten strömten ungehindert unter meinen sinnenden Blicken dahin. Ginge ich auf Reisen, fände ich nur das blasse Abbild dessen, was ich schon ohne Reisen sah.

Andere sind in den Ländern, die sie besuchen, Namenlose und Fremde. Ich war in den Ländern, die ich besuchte, nicht nur das geheime Vergnügen eines unbekanntem Reisenden, sondern auch die königliche Majestät ihres regierenden Herrschers, das Volk, seine Sitten und Gebrauche und die gesamte Geschichte aller Nationen. Landschaften, Häuser, ich habe alles gesehen, weil ich alles war, in Gott erschaffen aus dem Stoff meiner Phantasie.

139

Seit langem schon schreibe ich nicht mehr. Seit Monaten lebe ich nicht mehr, daure nur fort zwischen Büro und Physiologie, in einem tieferen Stillstand des Denkens und Fühlens. Unglücklicherweise verschafft mir dies nicht einmal Ruhe: In der Fäulnis liegt Gärung. Seit langem schon schreibe ich nicht nur nicht, sondern existiere nicht einmal mehr. Ich glaube, ich träume kaum noch. Die Straßen sind Straßen für mich. Ich erledige die Arbeit im Büro, widme ihr meine ganze Aufmerksamkeit, wengleich ich auch immer wieder abschweife: ich schlafe in meinem Hinterkopf, statt nachzusinnen, und bin dennoch immer ein anderer hinter meiner Arbeit.

Seit langem schon existiere ich nicht mehr. Ich bin vollkommen ruhig. Niemand unterscheidet mich von dem, der ich bin. Soeben habe ich mich atmen gespürt, als hätte ich etwas Neues oder Aufgeschobenes vollbracht. Ich erlange das Bewusstsein, Bewusstsein zu haben. Vielleicht erwache ich morgen für mich selbst und nehme den Lauf meiner eigenen Existenz wieder auf. Ich weiß nicht, ob mich das glücklicher macht oder weniger glücklich. Ich weiss nichts. Ich hebe mein Spaziergängerhaupt und sehe, dass auf dem Hügel des Kastells die auf der gegenüberliegenden Seite untergehende Sonne mit einem Widerschein kalten Feuers in Dutzenden Fenstern brennt. Rings um diese hart flackernden Augen liegt der ganze Hügel weich im Licht des verlöschenden Tages. Zumindest kann ich mich traurig fühlen und mir bewusst sein, dass meine Traurigkeit sich soeben - ich habe es mit den Ohren gesehen - mit dem jähen Geräusch der vorüberfahrenden

Straßenbahn gekreuzt hat, mit den zufälligen Stimmen junger Leute, dem vergessenen Summen der lebendigen Stadt. Seit langem schon bin ich nicht mehr ich.

140

Zuweilen überkommt mich - und dann meist urplötzlich – mitten im Fühlen eine so furchtbare Lebensmüdigkeit, dass ich nicht die geringste Möglichkeit sehe, sie zu bezwingen. Selbstmord scheint mir ein zweifelhaftes Mittel und der Tod, auch wenn er Bewusstlosigkeit bringt, als nicht ausreichend. Diese Müdigkeit sehnt sich nicht nach dem Ende meines Daseins - was durchaus möglich oder nicht möglich wäre -, sondern nach etwas weit Schrecklicherem, Tiefergehendem, nämlich, niemals existiert zu haben, was ganz und gar unmöglich ist. Hin und wieder vermeine ich in den gemeinhin wirren Spekulationen der Hindus etwas von diesem Sehnen zu erkennen, das noch negativer ist als das Nichts. Doch entweder mangelt es ihnen an Empfindungsschärfe, um wiederzugeben, was sie denken, oder aber es fehlt ihnen der gedankliche Scharfsinn, um wirklich zu fühlen, was sie fühlen. Tatsache ist, dass ich das, was ich bei ihnen zu erkennen glaube, nicht deutlich sehen kann. Tatsache ist, dass ich mich für den ersten halte, der die finstere Absurdität dieser heillosen Empfindung Worten anvertraut. Ich heile sie, indem ich sie niederschreibe. Ja, für jede wirklich tiefe Trübsal, sofern sie nicht nur Gefühl ist, sondern auch Ausdruck des Verstandes, gibt es immer das ironische Heilmittel, sie in Worte zu kleiden. Und hätte die Literatur auch sonst keinen Nutzen, dann zumindest diesen, wenn auch nur für wenige.

Leider schmerzen die Leiden des Verstandes weniger als die des Gefühls und die des Gefühls leider weniger als die des Körpers. Ich sage »leider«, weil die Würde des Menschen eigentlich das Gegenteil verlangte. Kein banges Empfinden eines Geheimnisses kann so schmerzen wie Liebe, Eifersucht und Sehnsucht, kann so erstickend wirken wie intensive körperliche Angst, kann so verwandeln wie Zorn oder Ehrgeiz. Doch kann auch kein die Seele zerreißender Schmerz so wirklich Schmerz sein, wie Zahnschmerzen es sein können, Koliken oder (vermute ich) Geburtsschmerzen.

Wir sind so beschaffen, dass der Verstand, der gewisse Emotionen oder Empfindungen adelt und über andere erhebt, sie auch herabwürdigt, wenn er ihre Analyse zu einem Vergleich zwischen ihnen allen ausweitet. Ich schreibe, als schliefe ich, und mein ganzes Leben ist eine noch nicht unterschriebene Quittung.

In seinem Stall, aus dem er auf die Schlachtbank kommt, kräht der Hahn Hymnen auf die Freiheit, weil man ihm zwei Sitzstangen gegeben hat.

141 *Regenlandschaft*

Mit jedem Regentropfen weint mein verfehltes Leben in der Natur. Etwas von meiner Unruhe liegt in diesem Wechselspiel von Regengetröpfel und Regenguss, mit dem sich die Tristesse des Tages zwecklos über die Erde ergießt. Es regnet noch und noch. Meine Seele ist nass vom Regnen- Hören. So viel Regen.. . Mein Fleisch ist flüssig, wässrig, rings um meine Wahrnehmung des Regens.

Eine beunruhigende Kalte legt ihre eisigen Hände um mein armes Herz. Die grauen [...] Stunden ziehen sich in die Länge, ufern aus in der Zeit; die Augenblicke schleppen sich hin. Dieser Regen!

Die Traufen speien immer wieder winzige Sturzbache aus. Durch mein Bewusstsein, dass es Rohre gibt, strömt das Geräusch abfließenden Wassers. Trage, schluchzend schlägt er gegen die Scheiben, der Regen; [...]

Eine kalte Hand drückt mir die Kehle zu, hindert mich, das Leben zu atmen. Alles in mir stirbt, selbst das Wissen, dass ich träumen kann! Körperlich geht es mir in keiner Weise gut. Alles Weiche, an das ich mich lehne, hat scharfe Kanten für meine Seele. Alle Blicke, in die ich blicke, sind dunkel in diesem erschöpften Tageslicht, geschaffen, darin ohne Schmerz zu sterben.

142

Das Gemeinste am Traumen ist, dass alle es tun. Irgendeiner Sache hängt im Dunkel seiner Gedanken der Lastenträger nach, der am helllichten Tag zwischen zwei Aufträgen an die Laterne gelehnt vor sich hin döst. Ich weiß, was ihm durch den Sinn geht: das gleiche, an das auch ich mich verliere zwischen den Eintragungen ins Hauptbuch in der sommerlichen Langeweile des stillen Büros.

143

Mein Mitleid gehört eher denen, die vom Wahrscheinlichen, Rechtmäßigen und Naheliegenden träumen, als denen, die dem Entlegenen und Abseitigen nachhängen. Menschen, die in großem Stil träumen, sind entweder verrückt, glauben an das, was sie erträumen, und sind dabei glücklich, oder sie sind schlicht Phantasten, für die ihre Phantasien Seelenmusik ist, die sie einwiegt, ohne ihnen etwas zu

sagen. Wer aber vom Möglichen träumt, hat die Möglichkeit zu einer echten Enttäuschung. Dass ich kein römischer Kaiser geworden bin, kann mich nicht sonderlich kümmern, wohl aber kann es mir überaus leid tun, nie auch nur ein Wort an die Näherin gerichtet zu haben, die immer gegen neun um die rechte Straßenecke biegt. Der Traum, der uns das Unmögliche verheißt, enthält es uns schon allein deshalb vor; doch der Traum, der uns das Mögliche verspricht, drängt sich ins Leben selbst und findet nur in ihm seine Lösung. Der eine lebt exklusiv und unabhängig, der andere den Zufälligkeiten der Geschehnisse unterworfen.

Deshalb liebe ich die unmöglichen Landschaften und die großen, wüsten Weiten, die ich nie zu Gesicht bekommen werde. Die historischen Epochen der Vergangenheit sind für mich ein ungetrübtes Wunder, denn ich kann selbstverständlich nicht annehmen, dass sie in meiner Gegenwart Wirklichkeit werden. Ich schlafe, wenn ich von dem träume, was nicht ist; ich erwache, wenn ich von dem träume, was durchaus sein könnte.

Es ist Mittag, das Büro ist leer, ich lehne mich aus einem der Erkerfenster und sehe hinunter auf die Straße; gedankenverloren fühle ich mit den Augen ein Hin und Her von Leuten, ohne sie jedoch aus der Distanz meines Nachdenkens zu sehen. Ich schlafe auf den Ellenbogen, der Fenstersims schmerzt mich, ich weiß von nichts und spüre eine große Verheißung. Geistesabwesend nehme ich die stillstehende Straße voll gehender Menschen in all ihren Einzelheiten wahr: die auf dem Fuhrwerk gestapelten Kisten, die Sacke an der Tür des benachbarten Lagerhauses und, im entferntesten Schaufenster des Lebensmittelgeschäftes an der Ecke, die schimmernden Flaschen jenes Portweins, von dem ich mir vorstelle, dass niemand ihn sich leisten kann. Mein Geist entfernt sich von einer Hälfte der Materie. Ich forsche mit meiner Vorstellungskraft. Die Leute, die auf der Straße vorübergehen, sind stets die gleichen, die vor kurzem Vorübergegangenen, sind stets der fluktuierende Anblick von jemandem, bewegte Flecken, ungewisse Stimmen, Dinge, die vergehen und nie geschehen.

Alles mit dem Bewusstsein der Sinne aufzeichnen, noch bevor es durch die Sinne selber erfolgt ... Die Möglichkeit anderer Dinge ... Und plötzlich macht sich hinter mir im Büro die metaphysisch abrupte Ankunft des Dienstmanns bemerkbar. Ich spüre, dass ich ihn umbringen könnte, da er mich bei Gedanken unterbricht, die ich nicht gedacht habe. Ich drehe mich um und sehe ihn still und voller Hass an, höre im Voraus, in der Anspannung eines latenten Mordes, die Stimme, mit der er mir irgendetwas Belangloses mitteilen wird. Er lächelt aus dem Hintergrund

des Büroraums und wünscht mir laut einen guten Tag. Ich hasse ihn wie das Weltall. Die Lieder sind mir gedankenschwer.

144

1.2.1931

Nach all den Regentagen holt der Himmel erneut sein Blau zurück aus dem Versteck in die hohen weiten Räume. Zwischen den Straßen, auf denen Pfützen schlafen wie ländliche Tümpel, und der klaren, kühlen Heiterkeit in den Lüften herrscht ein Gegensatz, der die schmutzigen Straßen angenehm und den winterlich banalen Himmel frühlingshaft erscheinen lässt. Es ist Sonntag, und ich habe nichts zu tun. Selbst das Traumen lockt mich nicht, so schön ist der Tag. Ich genieße ihn aufrichtig und mit all meinen Sinnen, denen sich mein Verstand ergibt. Ich gehe spazieren wie ein befreiter Kassierer. Ich fühle mich alt, nur um mich freudig junger werden zu fühlen.

Auf dem großen sonntäglichen Platz herrscht die feierliche Stimmung einer anderen Art Tag. In der Kirche von Santo Domingo ist soeben eine Messe zu Ende gegangen, und gleich beginnt die nächste. Einige Leute kommen heraus, andere sind noch nicht hineingegangen, warten auf Leute, die nicht sehen, wer herauskommt. Alle diese Dinge sind unwichtig. Sie sind, wie alles im normalen Leben, ein Schlaf der Geheimnisse und der Zinnen, von denen ich, wie ein Herold nach erfülltem Auftrag, hinab auf die weite Ebene meiner Betrachtungen blicke. Früher, als Kind, besuchte ich die gleiche Messe oder vielleicht auch eine andere, aber es wird wohl diese gewesen sein. Pflichtbewusst zog ich meinen einzigen besseren Anzug an und genoss alles - selbst wenn es nichts zu genießen gab. Ich lebte äußerlich, und mein Anzug war sauber und neu. Was kann einer mehr verlangen, der an der Hand seiner Mutter geht, sterben muss und es nicht weiß? Früher habe ich all dies genossen und verstehe deshalb vielleicht erst jetzt, wie sehr ich es genossen habe. Ich ging in die Messe wie in ein großes Geheimnis und aus ihr wie auf eine Lichtung. So war es wirklich und ist es wirklich noch immer. Nur ein Wesen, das nicht mehr glauben kann und erwachsen ist, mit einer Seele, die sich daran erinnert und weint, kennt Erfindung und Verstörung, Verwirrung und kalten Stein.

Jawohl, was ich bin, wäre unerträglich, könnte ich mich nicht erinnern, was ich war. Und all die fremden Menschen, die noch immer aus der Messe strömen, und all die möglichen Menschen, die sich für die nächste Messe einstellen, sind wie Schiffe, die auf einem tragen Fluss unter den geöffneten Fenstern meines Hauses am Ufer vorüberziehen.

Erinnerungen, Sonntage, Messen, Freude, gewesen zu sein, Wunder der Zeit, die blieb, da sie bereits vergangen war, und nie in Vergessenheit gerat, weil sie mein war ... Absurde Diagonale gewöhnlicher Sinneswahrnehmungen, plötzliches Geräusch einer Droschke, deren Räder widerhallen im lärmenden Schweigen der Automobile, irgendwie besteht sie dank eines mütterlichen Paradoxons der Zeit heute hier fort zwischen dem, was ich bin, und dem, was ich verlor, im zurückgewandten Blick dessen, der ich bin.. .

147

Jegliches Bemühen, mit welchem Ziel auch immer, wird, sobald es zutage tritt, vom Leben gezwungen, sich nach ihm zu richten; wird zu einem anderen Bemühen, dient anderen Zielen, ja erreicht mitunter sogar das Gegenteil dessen, was es anstrebte. Nur ein niederes Ziel lohnt der Mühe, weil sich nur ein niederes Ziel ganz und gar verwirklichen lässt. Wenn ich mein Bemühen darauf verwenden will, ein Vermögen zu erlangen, werde ich dies in gewisser Weise können; das Ziel ist niedrig, wie alle quantitativen Ziele persönlicher oder anderer Art, und ist erreichbar und überprüfbar. Doch wie soll ich die Absicht verwirklichen, meinem Vaterland zu dienen, die menschliche Kultur zu bereichern oder die Menschheit zu verbessern? Ich kann mir weder über die Vorgehensweisen sicher sein noch über die Richtigkeit der Ziele; [...]

148

Der vollkommene Mensch war für die Heiden die Vollkommenheit des Menschen, wie er ist; für die Christen die Vollkommenheit des Menschen, wie er nicht ist; für die Buddhisten die Vollkommenheit eines Zustandes, in dem der Mensch nicht mehr ist.

Die Natur ist der Unterschied zwischen Seele und Gott.

Alles, was der Mensch darlegt oder ausdrückt, ist eine Randbemerkung in einem gänzlich ausgelöschten Text. Vom Sinn der Notiz am Textrand können wir mehr oder weniger auf den vermutlichen Sinn des gesamten Textes schliessen; doch ein Zweifel bleibt immer, und mögliche Deutungen gibt es viele.

149

3.3.1931

Viele haben den Menschen definiert, zumeist im Vergleich zum Tier. Daher beinhalten Definitionen des Menschen häufig Sätze wie „Der Mensch ist ein Tier...“, begleitet von einem Adjektiv, oder »Der Mensch ist ein Tier, das...«, und man sagt uns welches. »Der Mensch ist ein krankes Tier«, sagte Rousseau, was teils stimmt. »Der Mensch ist ein mit Vernunft begabtes Tier«, sagt die Kirche, was teils stimmt. »Der Mensch ist ein Tier, das Werkzeuge benutzt«, sagt Carlyle, was ebenfalls zum Teil stimmt. Doch diese und ähnliche Definitionen sind immer unzulänglich und nicht ganz treffend. Aus einem einfachen Grund: es ist nicht leicht, den Menschen vom Tier zu unterscheiden, es gibt kein sicheres Kriterium. Menschliches wie tierisches Leben vollzieht sich gleichermaßen unbewusst. Die gleichen grundlegenden Gesetze, die von außen die Instinkte des Tieres steuern, steuern - ebenfalls von aussen - die Intelligenz des Menschen, die nicht mehr zu sein scheint als ein sich entwickelnder Instinkt, so unbewusst wie jeder Instinkt, doch weniger vollkommen, da er noch nicht voll entwickelt ist. »

„Alles rührt von der Unvernunft“, heißt es in der Griechischen *Anthologie*. Und in der Tat, alles rührt von der Unvernunft. Mit Ausnahme der Mathematik, die nur mit toten Zahlen und leeren Formeln zu tun hat und daher vollkommen logisch sein kann, ist die übrige Wissenschaft nur ein Kinderspiel in der Dämmerung, ein Versuch, die Schatten von Vögeln einzufangen und die im Wind wehenden Gräser stillstehen zu lassen.

Seltsamerweise ist es zwar schwer, den Unterschied zwischen Mensch und Tier klar zu definieren, nicht aber, zwischen einem überlegenen und einem gewöhnlichen Menschen zu unterscheiden.

Nie habe ich einen Satz des Biologen Haeckel vergessen, den ich in der Kindheit meiner Intelligenz las, der Zeit populärwissenschaftlicher Werke und von Schriften gegen die Religion. Der Satz besagt mehr oder weniger, dass der überlegene Mensch (ein Kant oder ein Goethe, wenn ich mich recht entsinne) vom gewöhnlichen Menschen sehr viel weiter entfernt ist als der gewöhnliche Mensch vom Affen. Ich habe diesen Satz nie vergessen, denn er ist wahr. (...)

166

Wenn ich das Leben der Menschen aufmerksam betrachte, finde ich darin nichts, was es vom Leben der Tiere unterscheidet. Die einen wie die anderen werden unbewusst durch die Dinge und die Welt geworfen; die einen wie die anderen legen hin und wieder eine Pause ein, die einen wie die anderen durchleben täglich den gleichen organischen Ablauf; die einen wie die anderen denken nicht über das hinaus, was sie denken, und sie leben auch nicht über das hinaus, was sie leben. Die Katze

räkelt sich in der Sonne und schläft in ihr. Der Mensch räkelt sich im Leben mit all seinen Verwicklungen und schläft in ihm. Weder Tier noch Mensch entkommen dem schicksalhaften Gesetz, zu sein, was sie sind. Niemand versucht die Last des Seins aufzuheben. Die größten unter den Menschen lieben den Ruhm, aber nicht den Ruhm der eigenen Unsterblichkeit, sondern vielmehr eine abstrakte Unsterblichkeit, an der sie womöglich keinen Anteil haben.

Diese Überlegungen, die ich häufig anstelle, erfüllen mich unweigerlich mit Bewunderung für jene Art von Menschen, die ich sonst instinktiv ablehne. Ich meine die Mystiker und die Asketen - die Einsiedler aller möglichen Tibets und die Simon Stylites aller Säulen. Sie versuchen wirklich, wenngleich auf absurde Art, sich vom Gesetz des Tierhaften zu befreien. Sie versuchen tatsächlich, wenngleich auf törichte Art, das Gesetz des Lebens zu leugnen, sich in der Sonne zu räkeln und auf den Tod zu warten, ohne an ihn zu denken. Sie sind auf der Suche, wenn auch auf einer Säule stehend; sie verzehren sich in Sehnsucht, wenn auch in einer lichtlosen Zelle; sie wollen das Unbekannte, wenn auch im selbstaufferlegten Martyrium und Leid.

Wir anderen alle, die wir animalisch und mehr oder minder vielschichtig leben, überqueren die Bühne wie stumme Mitwirkende, zufrieden mit der eiteln Feierlichkeit unseres Auftritts. Hunde und Menschen, Katzen und Helden, Flöhe und Genies spielen »wir existieren und denken uns nichts dabei« (denn die Besten von uns denken nur ans Denken) unter der großen Stille der Gestirne. Die übrigen - die Mystiker des Leidens und des Opfers - spüren zumindest mit ihrem Körper und im Alltag die magische Gegenwart des Geheimnisses. Sie sind befreit, weil sie die sichtbare Sonne leugnen; sie sind erfüllt, weil sie sich der Leere der Welt entledigt haben.

Spreche ich von ihnen, werde ich selbst fast zum Mystiker, aber ich wäre außerstande, mehr als diese Worte zu sein, die ich einer zufälligen Eingebung folgend niedergeschrieben habe. Ich werde immer zur Rua dos Douradores gehören, wie die gesamte Menschheit. Ich werde immer in Vers oder Prosa ein Büroangestellter sein. Ich werde immer, mit oder ohne Mystik, ortsgebunden und unterwürfig sein, ein Sklave meiner Empfindungen und der Stunde, in der ich sie empfinden kann. Ich werde immer, unter dem großen blauen Zelt des stummen Himmels, ein Page in einem unverständlichen Ritual sein, bekleidet mit Leben, um es vollziehen zu können, und Gesten und Schritte ausführen, ohne zu wissen weshalb, bis das Fest oder in eine Rolle auf diesem Fest endet und ich in den großen Buden, hinten im Park, wie es heißt, Leckerbissen verzehren kann.

Auf halbem Wege zwischen Glaube und Kritik liegt die Herberge zur Vernunft. Die Vernunft ist der Glaube an etwas, das man ohne Glauben verstehen kam; doch bleibt es noch immer ein Glaube, denn verstehen setzt voraus, dass es etwas Verstehbares gibt.

177

Metaphysische Theorien, die uns für einen Augenblick die Illusion vermitteln, wir hätten das Unerklärliche erklärt; moralische Theorien, die uns für eine Stunde mit der Überzeugung täuschen können, wir wüssten endlich, welche aller geschlossenen Türen zur Tugend führt; politische Theorien, die uns für einen Tag glauben machen, wir hätten ein Problem gelöst, obgleich es für kein Problem eine Lösung gibt, es sei denn in der Mathematik.. . Fassen wir also unsere Haltung dem Leben gegenüber in diesem bewusst fruchtlosen Handeln zusammen, in diesem Bemühen, das, wenn auch wenig erquicklich, uns doch zumindest davor bewahrt, die Gegenwart des Schmerzes wahrzunehmen.

Nichts kennzeichnet den Höhepunkt einer Zivilisation besser als die Erkenntnis ihrer Mitglieder von der Fruchtlosigkeit aller Anstrengung, denn Gesetze lenken uns, und nichts kann sie abschaffen noch verhindern. Vielleicht sind wir Sklaven, gefesselt an die Götter, die stärker sind als wir, aber nicht besser, und wie wir der Regentschaft eines abstrakten Schicksals unterworfen, erhaben über Gute und Gerechtigkeit und gleichgültig gegenüber Gut und Böse.

178

Wir sind Tod. Was wir als Leben ansehen, ist der Schlaf des wirklichen Lebens, der Tod dessen, was wir wirklich sind. Die Toten werden geboren, sie sterben nicht. Die Welten sind für uns vertauscht. Wenn wir zu leben meinen, sind wir tot; wenn wir sterben, beginnen wir zu leben. Die Beziehung zwischen Schlaf und Leben ist die gleiche wie zwischen dem, was wir als Leben, und dem, was wir als Tod bezeichnen. Wir schlafen, und dieses Leben ist ein Traum, nicht im metaphorischen oder poetischen, sondern im tatsächlichen Sinn.

Alles, was wir zu unseren höheren Tätigkeiten zählen, all das hat Anteil am Tod, all das ist Tod. Was anderes ist ein Ideal als das Eingeständnis der Wertlosigkeit des Lebens? Was anderes ist Kunst als die Verneinung des Lebens? Eine Statue ist ein toter Körper, geschaffen, um den Tod in einem unvergänglichen Stoff festzuhalten. Die Lust, die wie ein Eintauchen ins Leben auf uns wirkt, ist eher ein Eintauchen in uns

selbst, eine Zerstörung der Beziehungen zwischen uns und dem Leben, ein bewegter Schatten des Todes.

Leben heißt sterben, denn wir haben in unserem Leben nicht einen Tag mehr, der nicht ein Tag weniger wäre.

Wir bevölkern Träume, wir sind Schatten, die durch unmögliche Wälder irren, in denen die Bäume Häuser, Sitten, Ideen, Ideale und Philosophien sind.

Nie Gott begegnen, nie wissen, ob Gott überhaupt existiert! Von Welt zu Welt gehen, von Inkarnation zu Inkarnation und stets in der schmeichelnden Illusion, stets im tröstlichen Irrtum.

Doch nie die Wahrheit und nie ein Ruhen. Nie Eins werden mit Gott! Nie ganz im Frieden, doch immer mit ein wenig Frieden und immer mit der Sehnsucht nach ihm!

179

Ein kindlicher Instinkt in der Menschheit bewirkt, dass selbst der Stolzeste unter uns, sofern er Mensch ist und nicht verrückt, sich, o allerseligster Vater! nach einer väterlichen Hand sehnt, die ihn, auf welche Weise auch immer, durch Geheimnis und Wirrnis der Welt fuhr. Jeder von uns ist ein Staubkorn, das der Wind des Lebens aufhebt und wieder fallen lässt. Daher bedürfen wir einer festen Stutze, einer anderen Hand, in die wir unsere kleine Hand legen können; denn die Stunde ist stets ungewiss, der Himmel stets fern und das Leben stets fremd.

Selbst der Höchste unter uns hat nur eine tiefe Kenntnis von der Nichtigkeit und Ungewissheit aller Dinge.

Vielleicht werden wir von einer Illusion geleitet; vom Bewusstsein sicher nicht.

180

Sollte ich eines Tages dank einer vollkommen gesicherten Lebensstellung frei schreiben und publizieren können, so weiß ich, werde ich Sehnsucht nach meinem jetzigen ungesicherten Leben bekommen, in dem ich wenig schreibe und nichts veröffentliche. Ich werde Sehnsucht bekommen, nicht weil mein jetziges vergebliches Leben der Vergangenheit angehören und nie wiederkehren wird, sondern weil jede Lebensweise ihre ihr eigenen Qualitäten hat und ihre besonderen Freuden, und beginnt man ein anderes, selbst besseres Leben, machen diese besonderen Freuden weniger glücklich, erweisen sich diese Qualitäten als weniger gut; bis man sie nicht mehr als solche empfindet und ein Gefühl des Mangels entsteht.

Sollte ich eines Tages das Kreuz meiner Absichten auf den Kalvarienberg tragen können, werde ich einen Kalvarienberg auf dem Kalvarienberg vorfinden und Sehnsucht verspüren nach der Zeit, als er für mich noch nichtig, müßig und unerreichbar war. Ich werde in gewisser Weise weniger sein.

Ich bin müde. Der Tag war bedrückend mit seiner sinnlosen Arbeit im nahezu leeren Büro. Zwei Angestellte sind krank, die übrigen abwesend. Ich bin allein, bis auf den Laufburschen hinten in seiner Ecke. Ich verspüre Sehnsucht, eines Tages möglicherweise Sehnsucht verspüren zu können, die selbst dann noch sinnlos ist.

Am liebsten bäte ich die Götter, die es geben mag, mich hier aufzubewahren wie in einem Tresor, sicher vor den Unbilden und den Glücksmomenten des Lebens.

185 *Intervall*

Verkürzte sich diese grauenvolle Stunde doch zum Möglichen oder verlängerte sich zum Sterblichen.

Bräche der Morgen doch niemals an. Könnten ich, diese Kammer und ihre Atmosphäre, zu der ich gehöre, sich doch in Nacht vergeistigen, in Finsternis verabsolutieren, auf dass von mir weniger als ein Schatten bliebe, der in meiner Erinnerung beschmutzen könnte, was vielleicht niemals stirbt.

186

Wollten doch die Götter, o mein trauriges Herz, dass das Schicksal einen Sinn hätte! Oder wollte doch vielmehr das Schicksal, dass die Götter einen solchen hatten!

Mitunter, wenn ich nachts aufwache, spüre ich unsichtbare Hände mein Schicksal weben.

Ich verbringe mein Leben in Grabeshaltung. Nichts in mir stört nichts.

187

Die Haupttragödie meines Lebens ist, wie alle Tragödien, eine Ironie des Schicksals. Ich lehne das wirkliche Leben ab wie eine Verdammnis; ich lehne den Traum ab wie eine unfeine Befreiung. Aber ich durchlebe das Schmutzigste und Alltäglichsste des wirklichen Lebens; und ich durchlebe das Eindringlichste und Beständigste des Traumes. Ich bin

wie ein Sklave, der sich während der Siesta betrinkt - doppeltes Elend in einem einzigen Körper.

Gewiss, ich erkenne deutlich, mit der Klarheit, mit der sich die Blitze der Vernunft von der Finsternis des Lebens abheben, die nahe gelegenen Objekte, die für uns das Leben ausmachen, das, was an Niedertracht, Trägheit, an Unterlassung und Falschheit in dieser Rua dos Douradores steckt, die für mich das ganze Leben bedeutet - dieses bis ins Mark seiner Menschen erbärmliche Büro, dieses monatlich gemietete Zimmer, worin nichts geschieht, ausser dass darin ein Toter lebt, dieses Lebensmittelgeschäft an der Ecke, dessen Besitzer ich kenne, wie Leute Leute kennen, die jungen Männer an der Tür der alten Taverne, die arbeitssame Nutzlosigkeit all der gleichförmigen Tage, die klebrige Wiederholung der gleichen Persönlichkeiten, wie ein Drama, das nur aus Bühnenbild besteht, und das Bühnenbild steht falsch herum...

Doch ich sehe auch, dass davor fliehen hiesse es beherrschen oder ablehnen, und ich beherrsche es nicht, weil ich der Wirklichkeit nicht entkommen kann, und ich lehne es nicht ab, weil ich - ich mag träumen, was immer ich träumen mag - doch immer dort bleibe, wo ich bin.

Und der Traum, die Schmach, zu mir zu flüchten, die Feigheit, diesen Seelenmüll als Leben zu haben, den die anderen nur im Schlaf kennen, in der Gestalt des Todes, in der sie schnarchen, in der Ruhe, in der sie als hoher entwickelte Pflanzen erscheinen!

Keine edle Geste vorweisen können, die sich nicht hinter verschlossenen Türen vollzöge, auch keinen unnützen Wunsch, der nicht wirklich nutzlos wäre!

Cäsar hat die ganze Gestalt des Ehrgeizes definiert, als er sagte: »Lieber der erste im Dorf als der zweite in Rom.« Ich bin nichts, weder im Dorf noch in irgend einem Rom. Der Lebensmittelhändler an der Ecke wird zumindest von der Rua da Assunção bis zur Rua da Vitória respektiert; er ist der Cäsar eines Häuserblocks. Bin ich ihm überlegen? Worin, wenn das Nichts weder Überlegenheit noch Unterlegenheit Unterlegenheit noch noch überhaupt einen Vergleich gestattet?

Er ist der Cäsar eines ganzen Häuserblocks, und die Frauen sind ihm entsprechend zugetan.

Und so schlepe ich mich damit hin, zu tun, was ich nicht will, und zu erträumen, was ich nicht haben kann, [...] absurd wie eine stehengebliebene öffentliche Uhr.

Nur die zarte, aber entschiedene Sensibilität, der lange, aber vollauf bewusste Traum [...] bilden in ihrer Gesamtheit mein Halbschattenprivileg.

So hart das Leben für einen gewöhnlichen Menschen auch sein mag, er muss es zumindest nicht denkend verbringen, und das ist ein Glück. Das Leben leben wie es kommt, äusserlich, wie Katz oder Hund - wie die meisten Menschen es tun, und um zufrieden sein zu können wie Katz oder Hund.

Denken heisst zerstören. Der Denkvorgang opfert den Gedanken, denn Denken heisst auseinandernehmen. Könnten die Menschen das Geheimnis des Lebens sinnend erfahren, könnten sie die tausend Verstrickungen erahnen, die der Seele bei der geringsten Regung drohen, sie würden nicht einen Finger rühren, geschweige denn leben. Sie würden vor Schreck vergehen, wie all jene, die Selbstmord begehen, um nicht anderentags unter der Guillotine zu enden.

189 *Regentag*

Die Luft ist ein verhülltes Gelb, wie ein blasses Gelb durch ein schmutziges Weiss hindurch gesehen. Im Aschgrau der Luft ist kaum Gelb, und doch hat die Blasse dieses Aschgraus etwas Gelbes in ihrer Traurigkeit.

193

2.9.1931

Inkognito habe ich dem stufenweisen Verfall meines Lebens beigewohnt, dem langsamen Schiffbruch all dessen, was ich sein wollte. Ich kann von mir sagen, und dies ist eine jener toten Wahrheiten, die keine Blumen braucht, um sie auszusprechen, dass nichts, was ich je geliebt oder auch nur für einen Augenblick erträumt hätte, mir nicht unter den Fenstern zerfallen wäre wie Staub, der aussah wie ein Klumpen Erde, bevor er von oben aus einem Blumentopf fiel. Es scheint fast, als hätte sich das Schicksal stets bemüht, mich etwas so lieben oder begehren zu lassen, dass es mir am folgenden Tag vor Augen führen konnte, wie aussichtslos dieses Unterfangen war oder wäre. Ironischer Zuschauer meiner selbst, habe ich jedoch nie mein Interesse am Treiben des Lebens verloren. Und da ich nun von vornherein um die Enttäuschung jeder noch so vagen Hoffnung weiß, erleide ich das besondere Vergnügen, Enttäuschung und Hoffnung gleichermaßen genießen zu können, ihren bitteren und süßen Beigeschmack, süßer noch angesichts alles Bitteren. Ich bin ein finsterer Stratege, der aus all seinen verlorenen Schlachten lernte, sich bereits am Vorabend jeder neu zu schlagenden Schlacht genussvoll und minutiös der Planung seines unvermeidlichen Rückzugs zu widmen.

Wie ein böser Geist hat mich mein Schicksal damit gequält, nur haben zu wollen, was ich wohlweislich nicht haben kann. Sehe ich auf der Straße einen Augenblick lang eine ehetaugliche Mädchengestalt und stelle mir für nur einen Augenblick gänzlich gleichgültig vor, wie es Mädchen wäre, wenn sie die Meine würde, so trifft dieses Mädchen mit Gewissheit zehn Schritte nach meinem Traum den Mann, der ganz augenfällig ihr Ehemann oder Geliebter empfändest. Ein Romantiker machte daraus eine Tragödie; ein Fremder empfände dies als Komödie: Ich neige eher zur Tragikomödie, und da ich in meinem Inneren Romantiker bin und mir selbst fremd, blättere ich weiter zur nächsten Ironie.

Einige meinen, ohne Hoffnung sei das Leben undenkbar, andere, mit Hoffnung sei es leer. Für mich, der ich alles Hoffen oder Nichthoffen aufgegeben habe, ist das Leben schlicht ein äusseres Bild, das mich einschliesst und das ich mir ansehe wie ein Schauspiel ohne Handlung, inszeniert nur, die Augen zu erfreuen - ein Tanz, dem etwas fehlt, sich bewegende Blätter im Wind, Wolken, in denen das Sonnenlicht die Farbe verändert, ein Gewirr alter Strassen, vorgezeichnet vom Zufall, in verschiedenen Vierteln der Stadt.

Ich bin weitgehend die Prosa, die ich schreibe. Ich entfalte mich in Sätzen und Passagen, ich bin mein Punkt und mein Komma und auf meiner haltlosen Suche nach Bildern ein Kind, das sich in Zeitungspapier wie ein König kleidet, und in dem Masse, in dem ich mit Wortreihen Rhythmen schaffe, kröne ich mich wie ein Verrückter mit verwelkten Blumen, die in meinen Träumen unvermindert blühen. Und bei alledem bin ich still wie eine Stoffpuppe, die, sich ihrer bewusst geworden, hin und wieder den Kopf schüttelt, damit das Glöckchen an ihrer Zipfelmütze (einem wesentlichen Teil des Kopfes) etwas zum Klingen bringt: das Leben eines Toten, als winzigen Hinweis an das Schicksal.

Wie oft aber kommt inmitten dieser friedlichen Unzufriedenheit im Bewusstsein meiner Emotion ein Gefühl der Leere und des Überdresses auf, so denken zu müssen! Wie oft empfinde ich wie einer, der Stimmen hart hinter verklingenden und erklingenden Lauten, die Bitternis, die diesem, dem menschlichen Leben so fremden Leben zugrunde liegt - einem Leben, das nur im Bewusstsein dieses Lebens lebt! Wie oft erkenne ich nicht, aus meiner inneren Emigration erwachend, die ich bin, wie viel besser es wäre, für alle ein Niemand zu sein, dieser Glückliche, der zumindest die wirkliche Bitterkeit kennt, dieser Zufriedene, der Müdigkeit statt Überdruß verspürt, der leidet, statt zu glauben, er leide, der sich umbringt ja, sich umbringt, statt dahinzusiechen!

Ich bin eine Romangestalt geworden, ein gelesenes Leben. Was immer ich fühle, fühle ich unwillentlich, damit ich niederschreiben kann, dass ich es gefühlt habe. Was immer ich denke, wird sogleich zu Worten, verbunden mit Bildern, die es auflösen, in Rhythmen aufgehen lassen, die etwas anderes bedeuten. Durch mein beständiges Mich-wieder-Zusammensetzen habe ich mich zerstört. Durch mein beständiges Mich-Denken bin ich meine Gedanken geworden, nicht aber ich selbst. Ich habe mich ausgelotet und das Lot fallen gelassen; und nun frage ich mich Tag für Tag, ob ich tief bin oder nicht, und habe als einziges Lot nur mehr meinen Blick, der mir klar auf schwarzem Grund im Spiegel eines tiefen Brunnens mein Gesicht zeigt, das mich, es betrachtend, betrachtet.

Ich bin wie eine Spielkarte, eine alte, unbekante Farbe, die einzig verbliebene eines verloren gegangenen Spiels. Ich habe keinen Sinn, ich kenne meinen Wert nicht, ich habe nichts, womit ich mich vergleichen konnte, um mich zu finden, ich habe nichts, was mir helfen konnte, mich zu erkennen. Und so, mich Bild um Bild beschreibend - einmal mehr, einmal weniger wahrheitsgetreu -, bin ich eher in den Bildern als in mir selbst, sage, wer ich bin, bis ich nicht mehr bin, schreibe mit meiner Seele wie mit Tinte, einzig zum Schreiben zu gebrauchen. Doch meine Reaktion lässt nach, und ich resigniere erneut. Ich kehre in mich zurück, zu dem, was ich bin, auch wenn es nichts ist. Und etwas wie nicht geweinte Tränen brennt in meinen starren Augen, etwas wie eine nicht empfundene Angst sitzt mir rauh in der trockenen Kehle. Doch ich weiss nicht einmal, worüber ich geweint hätte, hätte ich es denn getan, noch warum ich es nicht getan habe. Die Fiktion folgt mir wie mein Schatten. Und ich möchte nur noch schlafen.

194

Ich verspüre eine grosse Müdigkeit in der Seele meines Herzens. Mich betrübt, der ich niemals war, und ich weiss nicht, welcher Art die Sehnsucht ist, die meine Erinnerung an ihn wachruft. Ich bin gefallen, habe mich an Hoffnungen gestossen und Gewissheiten - mit jedem Sonnenuntergang.

195

Es gibt Menschen, die tatsächlich darunter leiden, dass sie im wirklichen Leben weder mit Mr. Pickwick zusammenleben noch Mr. Wardle die Hand schütteln konnten. Ich bin einer von ihnen. Ich habe wahre Tränen vergossen über diesem Roman, weil ich nicht in jener Zeit gelebt habe, mit jenen Menschen, wirklichen Menschen.

Die Dramen in Romanen sind immer schon, in ihnen fließt kein echtes Blut, die Toten verwesen nicht, noch ist die Fäulnis verfault. Auch wenn Mr. Pickwick lächerlich wirkt, ist er es nicht, da er es in einem Roman ist. Vielleicht ist der Roman eine vollkommenerere Wirklichkeit, ein vollkommeneres Leben, das Gott durch uns erschafft. Vielleicht existieren wir nur, um zu erschaffen. Zivilisationen existieren anscheinend, um Kunst und Literatur hervorzubringen; denn was von ihnen spricht und bleibt, sind Worte. Warum also sind diese außermenschlichen Figuren nicht wahr und wirklich? In meiner geistigen Existenz schmerzt mich die Vorstellung zutiefst, dass dies so sein konnte ...

196

3-9-1931

Die Gefühle, die am meisten schmerzen, die Emotionen, die am meisten quälen, sind zugleich die absurdesten - das Verlangen nach Unmöglichem, weil genau es unmöglich ist, die Sehnsucht dem was niemals war, der Wunsch nach dem, was hätte sein können, der Kummer, kein anderer zu sein, Unzufriedenheit mit der Existenz der Welt. All diese Halbtöne des seelischen Bewusstseins schaffen in uns eine schmerzliche Landschaft, einen ewigen Sonnenuntergang dessen, was wir sind. Unser Selbstgefühl ist dann ein verlassenes Feld in der Dämmerung, traurig mit Schilf an einem Fluss ohne Boote, der hell zwischen weiten Ufern dunkelt.

Ich weiß nicht, ob diese Gefühle Ausdruck einer allmählich in Wahnsinn umschlagenden Trostlosigkeit sind oder Nachklänge einer anderen Welt, in der wir vielleicht gelebt haben - sich überlappende, vermischende Nachklänge, wie im Traum erlebte Dinge, die uns absurd erscheinen, es aber nicht waren, konnten wir sie uns erklären.

Ich weiß nicht, ob wir nicht andere Wesen waren, deren grössere Vollständigkeit wir heute, als ihre Schatten, unvollständig wahrnehmen - sie haben ihre Festigkeit verloren, und wir können sie uns schlecht vorstellen in der Zweidimensionalität des von uns gelebten Schattens. Ich weiss, diese Gedanken der Emotion wüten schmerzlich in unserer Seele. Die Unmöglichkeit, uns etwas vorzustellen, dem sie entsprechen konnten, die Unmöglichkeit, etwas zu finden, mit dem sie in unserer Vorstellung verbunden waren - all das lastet auf uns wie eine Strafe, von der niemand weiss, von wem oder warum sie über uns verhängt würde. Hat man all dies gefühlt, bleibt unweigerlich ein Missfallen am Leben und all seinen Äusserungen, ein vorweggenommenes Überdrüssig sein aller Wünsche, ein namenloses Missfallen an allen Gefühlen. In diesen

Stunden subtilen Kummers wird es uns unmöglich, selbst im Traum, Liebhaber, Held oder glücklich zu sein. All das ist leer, sogar in unserer Vorstellung von dem, was es ist. All das wird in einer anderen, für uns unverständlichen Sprache gesagt, uns rätselhaft klingenden Silben. Das Leben ist hohl, die Seele ist hohl, die Welt ist hohl. Alle Götter sterben eines Todes, grösser als der Tod. Alles ist leerer als die Leere. Alles ist ein Chaos inexistenter Dinge.

Wenn ich dies bedenke und mich umblicke, um zu sehen, ob die Wirklichkeit meinen Durst loschen kann, sehe ich ausdruckslose Häuser, ausdruckslose Gesichter und ausdruckslose Gesten. Steine, Körper und Ideen - alles tot. Alle Bewegungen sind Stillstand. Nichts sagt mir etwas. Nichts ist mir vertraut, nicht weil ich es befremdlich fände, sondern weil ich nicht weiß, was es ist. Die Welt ist mir abhanden gekommen. Und auf dem Grund meiner Seele liegt - als einzige Wirklichkeit dieses Augenblicks - ein tiefer, unsichtbarer Kummer, traurig wie ein Weinen in einem dunklen Zimmer.

197

Ich empfinde die Zeit als etwas überaus Schmerzliches. Was auch immer ich verlasse, ich verlasse es mit übertriebener Rührung: Das ärmliche Zimmer, in dem ich einige Monate zur Miete wohnte, den Tisch eines Hotels auf dem Land, in dem ich sechs Tage verbrachte, sogar den traurigen Wartesaal des Bahnhofs, in dem ich zwei Stunden mit Warten auf den Zug vertat - ja, so ist es, und die schönen Dinge des Lebens schmerzen mich metaphysisch, muss ich sie verlassen, und meine Nerven sagen mir mit all ihrer Sensibilität, dass ich diese Dinge nie wiedersehen, nie wieder haben werde, zumindest nicht in genau diesem Augenblick. In meiner Seele tut sich ein Abgrund auf, und ein kalter Hauch der Stunde Gottes streift mein bleiches Gesicht.

Zeit! Vergangenheit! Da ist etwas - eine Stimme, ein Gesang, ein gelegentlicher Duft gibt in meiner Seele den Vorhang frei auf meine Erinnerungen... Das, was ich war und nie wieder sein werde!

Das was ich hatte und nie wieder haben werde! Die Toten! Die Verstorbenen, die mich in meiner Kindheit liebten. Wenn ich mich ihrer erinnere, fröstelt meine Seele, und ich fühle mich aus allen Herzen verbannt, allein in der Nacht meiner selbst, weinend wie ein Bettler vor dem geschlossenen Schweigen aller Türen.

Ach, nicht einmal die Kammer war wirklich - es war die alte Kammer meiner verlorenen Kindheit! Sie verflüchtigte sich wie Nebel, durchdrang stofflich die weissen Wände meines wirklichen Zimmers das deutlich und kleiner auftauchte aus dem Dunkel wie das Leben und der Tag, wie der Schritt des Fuhrmanns und der unbestimmte Klang seiner Peitsche, unter denen die Muskeln im liegenden Leib des noch schläfrigen Tieres emporzucken.

207

Wie viele Dinge, die wir für wahr oder richtig halten, sind nicht mehr als die Spuren unserer Träume, unser schlafwandelndes Unverständnis. Weiss etwa jemand, was wahr oder richtig ist? Wie viele Dinge, die wir für schön halten, sind rein zeitbedingt, eine Erfindung des Ortes und der Stunde? Wie viele Dinge, die wir unser wähnen sind nur das, wovon wir reine Spiegel oder durchsichtige Hüllen sind - ihrer Natur nach uns fremd!

Je länger ich über unsere Fähigkeit zum Irrtum nachdenke, desto deutlicher spüre ich den feinen Sand zerschlagener Gewissheiten durch meine müden Finger rinnen. Und wenn mir dieses Denken zum Gefühl wird und sich mein Geist bewölkt, erscheint mir die ganze Welt als ein Nebel aus Schatten ein Zwielficht der Ecken und Kanten, eine Fiktion des Zwischenspiels, eine Morgendämmerung, die auf sich warten lässt. Alles verwandelt sich mir in etwas Absolutes, an sich selbst Gestorbenes, in einen Stillstand von Einzelheiten.

Und selbst meine Sinne, auf die ich mein Denken übertrage, um es zu vergessen, sind eine Art Schlaf, etwas Fernes, Beiläufiges, etwas dazwischen, Zufälle der Schatten und der Verwirrung.

In solchen Augenblicken, in denen ich Asketen und Weltflüchtige verstehen könnte, könnte ich denn verstehen warum jemand all seine Kräfte für etwas Absolutes mobilisiert oder auf irgendeinen Glauben verwendet, der eine Kraft zu wecken vermag, würde ich, wenn ich es könnte, eine ganze Ästhetik der Untröstlichkeit erschaffen, den inneren Rhythmus eines Wiegenliedes, gefiltert von der Zärtlichkeit der Nacht an anderen, fernen Heimstätten.

Heute traf ich nacheinander auf der Straße zwei meiner Freunde, die sich zerstritten hatten. Jeder erzählte mir, wie es zu dem Streit gekommen war. Jeder sagte mir die Wahrheit. Jeder legte mir seine Gründe dar. Beide waren im Recht. Beide waren vollkommen im Recht. Keiner sah etwas, das der andere nicht gesehen hatte, keiner sah die Sache von nur einer Seite. Nein jeder sah den Sachverhalt so, wie er war, jeder sah ihn unter dem gleichen Gesichtspunkt wie der andere, doch sah ihn jeder anders, und somit hatte jeder recht.

Diese doppelte Existenz der Wahrheit verwirrte mich.

208

So wie wir alle, wissend oder nicht wissend, eine Metaphysik haben, haben wir auch alle, wollend oder nicht wollend, eine Moral. Meine Moral ist überaus einfach: niemandem weder Gutes tun noch Schlechtes zufügen. Niemandem Schlechtes zufügen, nicht nur, da ich anderen das gleiche Recht wie mir zuerkenne, nämlich das Recht auf ein unbehelligtes Leben, sondern auch, da ich denke, dass das naturgegebene Übel ausreicht an notwendig Schlechtem in der Welt. Wir alle leben in dieser Welt an Bord eines Schiffes, das von einem Hafen, den wir nicht kennen, unterwegs ist zu einem Hafen, von dem wir nichts wissen, und wir müssen für einander die Liebenswürdigkeit von Menschen aufbringen, die sich auf einer gemeinsamen Reise befinden. Niemandem Gutes tun, da ich nicht weiss, was gut ist, noch weiß, ob ich es tue, wenn ich glaube, dass ich es tue. Weiss ich denn, was ich an Schlechtem bewirke, wenn ich ein Almosen gebe? Und weiß ich, was ich an Schlechtem bewirke, wenn ich erziehe oder unterrichte? Im Zweifelsfall sehe ich davon ab. Zudem glaube ich, dass helfen oder aufklären in gewisser Weise zu einem üblen Eingreifen in fremde Leben wird. Die Güte ist eine Laune des Temperaments: Es steht uns nicht an, andere zu Opfern unserer Launen zu machen, auch wenn dies Zeichen von Menschlichkeit und Zärtlichkeit sind. Wohltaten sind etwas, das man aufdrängt; daher lehne ich sie rundweg ab.

Wenn ich nicht aus moralischer Überzeugung Gutes tue, erwarte ich solches auch nicht von anderen. Erkrankte ich, belastet mich vor allem der Gedanke, es könnte sich jemand veranlasst fühlen, mich zu pflegen, etwas, das ich nur äusserst ungern für einen anderen täte. Ich habe nie einen kranken Freund besucht. Und wann immer ich krank war und man mich besuchte, empfand ich einen solchen Besuch als störend, beleidigend und ungerechtfertigten Eingriff in meine ureigene Privatsphäre. Ich mag es nicht, wenn man mir etwas schenkt; es ist als nötige man mich, ebenfalls etwas zu schenken - den Gebern oder anderen oder wem auch immer.

Ich bin äusserst gesellig, auf eine äusserst negative Weise. Ich bin die Verträglichkeit in Person. Aber mehr als das bin, will und kann ich nicht sein. Ich empfinde allem Existierenden gegenüber eine visuelle Zuneigung, eine rationale Zärtlichkeit - nichts im Herzen. Ich glaube an nichts, hoffe auf nichts, liebe nichts. Sie ekeln und erstaunen mich, die Aufrichtigen aller Aufrichtigkeiten, die Mystiker aller Mystizismen, oder genauer, die Aufrichtigkeit aller Aufrichtigen und die Mystizismen aller Mystiker. Dieser Ekel wird fast physisch, wenn diese Mystizismen aktiv

werden, wenn sie versuchen, andere Menschen zu überzeugen oder dahin gehend zu beeinflussen, dass sie die Wahrheit finden oder die Welt verändern wollen.

Ich betrachte mich als glücklich, keine Familie mehr zu haben. Somit sehe ich mich nicht verpflichtet, jemanden zu lieben, dies würde mich unweigerlich belasten. Sehnsucht verspüre ich nur literarisch.

Ich entsinne mich meiner Kindheit unter Tränen, aber es sind rhythmische Tränen, in denen sich die Prosa bereits abzeichnet. Ich erinnere mich ihrer als etwas Äusseres und durch etwas Äusseres; ich erinnere mich äusserer Dinge. Nicht die Stille der Abende auf dem Land lässt mich meine Kindheit gerührt wieder erleben, es ist das Decken des Tisches für den Tee, es sind die Möbel ringsum, die Gesichter und Bewegungen der Menschen. Ich verspüre Sehnsucht nach Bildern. Daher vermag mich eine fremde Kindheit ebenso zu rühren wie meine eigene: Beide sind rein visuelle Phänomene einer für mich unergründlichen Vergangenheit, deren Wahrnehmung für mich rein literarischer Art ist. Ich bin gerührt, ja, aber nicht, weil ich mich erinnere, sondern weil ich sehe.

Ich habe nie jemanden geliebt. Das Äusserste, was ich je geliebt habe, sind meine eigenen Wahrnehmungen - Zustände bewussten Sehens, Eindrücke wachen Hörens, Düfte, mittels derer die bescheidene Außenwelt zu mir von vergangenen Dingen spricht (so leicht zu erinnern durch Gerüche) -, die mir mehr Wirklichkeit, mehr Gefühl vermitteln als die schlichte Tatsache, dass hinten in der Bäckerei Brot backt, wie an jenem fernen Nachmittag, als ich von der Beerdigung meines Onkels kam, der mich so sehr geliebt hatte, und ich eine Art zärtlicher Erleichterung verspürte, ohne recht zu wissen worüber.

Das ist meine Moral oder meine Metaphysik, oder anders gesagt, das bin ich: Einer, der an allem vorübergeht - selbst an meiner eigenen Seele -, ich gehöre zu nichts, ich wünsche nichts, ich bin nichts - abstrakter Mittelpunkt unpersönlicher Wahrnehmungen, zu Boden gefallener, sehender Spiegel, der Vielfalt der Welt zugekehrt.

Bei alledem weiss ich nicht, ob ich glücklich oder unglücklich bin; und es ist mir auch einerlei.

(1931 in der Zeitschrift Descobrimento veröffentlicht)

211

Begeisterung ist geschmacklos.

Begeisterung äussern heisst vor allem, unser Recht auf Unaufrichtigkeit verletzen.

Wir wissen nie, wann wir aufrichtig sind. Vielleicht sind wir es nie. Selbst wenn wir heute aus einem ganz bestimmten Grund aufrichtig sind, sind wir es morgen vielleicht aus einem ganz anderen.

Ich für mein Teil habe niemals Überzeugungen gehabt. Immer nur Eindrücke. Ich konnte nie einen Ort hassen, an dem ich einen aufsehenerregenden Sonnenuntergang erlebt habe.

Eindrücke äussern heisst eher uns davon überzeugen, dass wir sie haben, als dass wir sie wirklich hatten.

212

Meinungen haben heisst sich an sich selbst verkaufen. Keine Meinungen haben heisst existieren. Alle Meinungen haben heisst Dichter sein.

213

Alles verflüchtigt sich mir. Mein ganzes Leben, meine Erinnerungen, meine Phantasie und was sie enthält, meine Persönlichkeit, alles verflüchtigt sich mir. Ständig fühle ich, dass ich ein anderer war dass ich als anderer fühlte, dass ich als anderer dachte. Ich sehe ein Schauspiel mit einem nicht dazugehörigen Bühnenbild. Und was ich da sehe, das bin ich.

Zuweilen finde ich im Durcheinander meiner literarischen Schubladen Texte, die ich vor zehn, fünfzehn oder vielleicht noch mehr Jahren geschrieben habe. Und viele von ihnen kommen mir vor als stammten sie aus einer fremden Feder; ich kann mich in ihnen nicht wiedererkennen. Jemand hat sie geschrieben, und dieser jemand war ich. Ich habe sie gefühlt, aber wie in einem anderen Leben, aus dem ich jetzt aufgewacht wäre wie aus einem fremden Traum.

Häufig finde ich Dinge, die ich geschrieben habe, als ich noch sehr jung war - Notizen aus meinem siebzehnten, aus meinem zwanzigsten Lebensjahr. Und manche besitzen eine Ausdruckskraft, die ich mich nicht erinnern kann, in jenem Lebensabschnitt besessen zu haben. Da stehen Sätze, Satzgefüge, kurze Zeit nach der Pubertät geschrieben, die mir eher von dem zu stammen scheinen, der ich jetzt bin, geprägt von Jahren und Dingen. Und doch stelle ich fest, ich bin derselbe wie damals. Und da ich mir einbilde, verglichen mit dem, was ich war, einen grossen Schritt nach vorn getan zu haben, frage ich mich, worin dieser Fortschritt besteht, wenn ich damals derselbe war, der ich heute bin. Darin liegt ein Geheimnis, das mich entwertet und bedrückt.

Vor Tagen noch erschütterte mich ein kurzer Text aus meiner Vergangenheit. Ich entsinne mich mit aller Deutlichkeit, dass meine zumindest relativen Sprachbedenken erst wenige Jahre alt sind. In einer Schublade fand ich einen sehr viel älteren Text von mir, in dem ich diese Bedenken ausdrücklich betone. Ich habe mich offenbar nicht gekannt in der Vergangenheit. Wie konnte ich zu dem werden, was ich schon war? Wie konnte ich mich heute so erkennen, wie ich mich gestern verkannt habe? Alles verwirrt sich zu einem Labyrinth, in dem ich mich auf meinen eigenen Wegen verirre.

Ich lasse meine Gedanken schweifen und bin gewiss, dass ich das, was ich schreibe, schon geschrieben habe. Ich erinnere mich. Und ich frage den, der in mir zu sein vorgibt, ob es nicht im Platonismus der Empfindungen eine andere, uns zugeneigtere Wiedererinnerung gibt, eine andere Rückerinnerung an ein früheres Leben, die nur aus diesem Leben stammt.. .

Mein Gott, mein Gott, wen sehe ich da? Wie viele bin ich? Wer ist ich? Was ist dieser Raum zwischen mir und mir?

214

Abermals habe ich eine Aufzeichnung von mir gefunden, auf Französisch, die bereits fünfzehn Jahre zurückliegt. Ich bin nie in Frankreich gewesen, habe nie näheren Umgang mit Franzosen gehabt und bin daher niemals in dieser Sprache so geübt gewesen, als dass ich aus der Übung hatte kommen können. Ich lese heute so viel Französisch wie eh und je. Ich bin älter geworden, praktischer im Denken; ich muss Fortschritte gemacht haben. Und jene Aufzeichnung aus meiner fernen Vergangenheit zeigt eine Sicherheit im Gebrauch des Französischen, die ich heutzutage nicht besitze; der Stil ist so flüssig, wie er mir heute in dieser Sprache nicht zu Gebote steht; es gibt da ganze Abschnitte, vollständige Sätze, Formen und Ausdrucksweisen, die eine Sprachbeherrschung erkennen lassen, die mir abhanden gekommen ist, ohne dass ich mich erinnern konnte, sie je besessen zu haben. Wie erklärt sich das? Wer ist in mir an meine Stelle getreten? Ich weiss wohl, es ist ein leichtes, eine Theorie vom Verfließen der Dinge und Seelen zu entwerfen, zu begreifen, dass wir ein innerer Lebenslauf sind, sich vorzustellen, dass wir durch uns selbst hindurchgehen, dass wir viele waren ... Doch wir haben es hier mit etwas anderem zu tun, nicht mit dem blossen Dahinströmen der Persönlichkeit zwischen ihren eigenen Ufern; hier ist es das andere Absolute, ein fremdes Wesen, das meines war. Mit fortschreitendem Alter Phantasie, Gefühl, eine bestimmte Intelligenz, eine bestimmte Art des Empfindens verlieren zu müssen - dies alles täte mir weh, ohne

mich sonderlich zu verwundern. Aber was erlebe ich, wenn ich mich wie einen Fremden lese? An welchem Rand stehe ich, wenn ich mich selbst in der Tiefe sehe?

Andere Male wieder finde ich Notizen, die ich mich nicht nur nicht erinnern kann, geschrieben zu haben - was kaum erstaunlich ist - , sondern die ich mich nicht einmal erinnere, geschrieben haben zu können - was mich erschreckt. Gewisse Sätze verraten eine andere Mentalität. Es ist, als fände ich ein altes Bild, von dem ich weiss, es ist meines, mit anderer Statur und unbekanntem Gesichtszügen und dennoch unleugbar meines, schreckenerregend ich.

215

Ich vertrete die widersprüchlichsten Meinungen, die unterschiedlichsten Glaubensanschauungen. Daher denke, rede, handle ich nie...

Für mich denkt, redet, handelt stets einer meiner Träume, in dem ich mich im entsprechenden Augenblick verkörpere. Ich rede, und ein Ich-Anderer spricht. Als wirklich mein empfinde ich einzig eine enorme Unfähigkeit, eine unermessliche Leere, ein Unvermögen gegenüber allem was Leben ist. Ich kenne keine Geste, die wirklichem Handeln entspräche [...]

Ich habe nie gelernt zu existieren.

Ich erreiche alles, was ich will, sofern es in mir ist.

Ich wünschte mir, die Lektüre dieses Buches hinterliesse bei Ihnen den Eindruck eines wollüstig durchlebten Alptraums.

Was einst moralisch war, ist heute für uns ästhetisch ... Was sozial war, ist heute individuell...

Wozu die Dämmerung betrachten, wenn ich in mir die vielfältigsten Dämmerungen habe - einschliesslich derer, die keine Dämmerung sind - und wenn ich sie nicht nur in mir betrachte, sondern ich selbst sie bin in meinem Innern?

228

Alles hat miteinander zu tun. Die Lektüre der Klassiker, die nie von Sonnenuntergängen sprechen, hat mir viele Sonnenuntergänge verständlich gemacht, in all ihren Farben. Es besteht eine Beziehung zwischen der syntaktischen Kompetenz, mit deren Hilfe wir die Werte von Wesen, Klängen und Formen unterscheiden, und der Fähigkeit, zu

erkennen, wann das Blau des Himmels tatsächlich grün und wieviel Gelb im Blaugrün des Himmels ist.

Die Fähigkeit, zu unterscheiden, und die Fähigkeit, »in die Feinheiten zu gehen«, ist im Grunde ein und dasselbe. Ohne Syntax ist keine Emotion von Dauer. Die Unsterblichkeit ist Sache der Grammatiker.

229

Lesen heisst durch fremde Hand träumen. Flüchtig lesen heisst uns von der Hand befreien, die uns führt. Oberflächliche Bildung ist die beste Voraussetzung für ein gutes Lesen und Tiefgang.

Wie schäbig und hinterhältig das Leben doch ist! Bedenke, damit es schäbig und hinterhältig ist, reicht es, dass es dir gegen deinen Willen gegeben wird, dass es in nichts von deinem Willen abhängt, ja, nicht einmal von der Illusion deines Willens.

Sterben heisst ein vollkommen Anderer werden. Deshalb ist jeder Freitod feige; durch ihn liefern wir uns dem Leben ganz und gar aus.

232

Je weiter wir fortschreiten im Leben, um so überzeugter werden wir von zwei, wengleich widersprüchlichen, Wahrheiten. Die erste ist, dass angesichts der Wirklichkeit des Lebens alle Erfindungen von Kunst und Literatur blass wirken. Sie bereiten uns zweifelsohne ein nobleres Vergnügen als die Vergnügen des Lebens, sind aber wie Träume, die uns Gefühle bescheren, die man im Leben nicht fühlt, und die Formen zusammenfinden lassen, die im Leben nie zusammenkommen; alles in allem Träume, die, erwacht man aus ihnen, weder Erinnerungen noch Sehnsüchte hinterlassen, mit denen wir ein zweites Leben leben könnten.

Und die zweite Wahrheit ist: Da jede edle Seele das Leben als Ganzes erfahren mochte, mit all seinen Dingen, all seinen Orten und lebendigen Gefühlen, dies aber objektiv unmöglich ist, kann das Leben nur subjektiv erfahren werden und nur in der Verneinung in seiner Ganzheit gelebt werden.

Diese beiden Wahrheiten schliessen einander aus. Wer klug ist, wird darauf verzichten, sie miteinander vereinbaren zu wollen, ebenso wie die eine oder andere zu verwerfen. Dennoch wird er der einen oder anderen folgen müssen und sich nach der sehnen, der er nicht folgt; oder aber beide verwerfen, indem er sich über sich selbst in ein eigenes Nirwana erhebt.

Glücklich, wer vom Leben nicht mehr verlangt, als es ihm aus freien Stücken gibt, und sich vom Instinkt der Katzen leiten lässt, die Sonne suchen, wenn Sonne scheint, und wenn sie nicht scheint die Wärme, wo auch immer sie zu finden ist. Glücklich, wer auf seine Persönlichkeit zugunsten der Vorstellungskraft verzichtet, sich am Betrachten fremder Leben erfreut und, wenn auch nicht alle Eindrücke, so doch das äussere Schauspiel der Eindrücke anderer erlebt. Glücklich, zu guter Letzt, wer auf alles verzichtet und wer, da er auf alles verzichtet hat, um nichts beschnitten oder gebracht werden kann.

Der Bauer, der Romanleser, der reine Asket - diese drei kennen das Glück des Lebens, denn alle drei verzichten auf ihre Persönlichkeit - der eine, weil er instinkthaft lebt und somit unpersönlich, der andere, weil er in der Vorstellungswelt lebt und somit im Vergessen, der dritte, weil er nicht lebt und, da er nicht tot ist, schläft.

Nichts genügt mir, nichts tröstet mich, ich bin alles - ob es war oder nicht - satt. Ich will keine Seele und will nicht auf sie verzichten. Ich möchte, was ich nicht möchte, und verzichte auf das, was ich nicht habe. Ich kann weder nichts noch alles sein: Ich bin die Brücke zwischen dem, was ich nicht habe, und dem, was ich nicht will.

233

... die feierliche Traurigkeit, die allem Grossen innewohnt - hohen Bergen wie bedeutenden Leben, tiefen Nächten wie unsterblichen Gedichten.

234

Haben wir nur geliebt, dürfen wir sterben.

239

Wir werden aller Dinge müde, nur des Verstehens nicht. Der Sinn dieses Satzes ist mitunter schwer zu fassen.

Wir werden des folgernden Denkens müde, denn je mehr wir denken, analysieren, unterscheiden, desto weniger kommen wir zu einer Schlussfolgerung.

Wir verfallen dann in jenen Zustand der Trägheit, in dem wir nur noch verstehen wollen, was dargelegt würde - eine ästhetische Haltung, denn wir wollen verstehen, ohne uns zu interessieren, ohne uns darum zu kümmern, ob das Verstandene wahr ist oder nicht; ohne in dem

Verstandenen mehr zu sehen als die exakte Form seiner Darlegung, den Stellenwert der rationalen Schönheit nämlich, den es für uns hat.

Wir werden des Denkens müde, der eigenen Meinungen, des Denken-Wollens am des Handelns willen. Jedoch werden wir es nicht müde, wenn auch nur zeitweilig, fremde Meinungen zu haben, nur um ihren Einfluss zu spüren und nicht etwa, um ihrem Impuls nachzugeben.

253

...dieser heilige Instinkt, der uns veranlasst, keine Theorien zu haben...

254

Mehr als einmal hat mich bei meinen Gängen durch die spätnachmittäglichen Strassen die befremdliche, organisierte Gegenwart der Dinge unversehens, heftig und bestürzend in der Seele getroffen. Es sind weniger die natürlichen Dinge, die mich so berühren, so stark empfinden lassen, als vielmehr die Anordnung der Strassen, die Schilder und Aufschriften, die Menschen in ihrer Kleidung und ihren Worten, ihrem Tun, die Zeitungen, die Logik, die allem innewohnt. Oder die Tatsache, dass Strassen angeordnet sind, es Schilder, Aufschriften, ein bestimmtes Tun, Menschen und eine Gesellschaft gibt und alles zusammenfindet, bekannten Wegen folgt und neue erschliesst.

Bei näherem Hinsehen stelle ich stets fest, dass der Mensch so unbewusst lebt wie Katz oder Hund; er spricht und organisiert sich in der Gesellschaft vermittelt einer Unbewusstheit anderer Art, einer Unbewusstheit, die Ameisen und Bienen in ihrem sozialen Leben leitet, gänzlich unterlegen. Und wie durch ein Licht erhellt sich mir dann mehr noch als aus der Existenz von Organismen, mehr noch als aus der Existenz logischer und streng physikalischer Gesetze, die welterschaffende und weltdurchdringende Intelligenz.

Wann immer dies geschieht, denke ich unweigerlich an jenen alten Satz, ich weiss nicht mehr welchen Scholastikers: *Deus est anima brutorum*, Gott ist die Seele der Tiere. Mit diesem wunderbaren Satz wollte der Autor die Sicherheit erklären, die den Instinkt niederer Lebewesen leitet, die nicht oder nur ansatzweise über Intelligenz verfügen. Doch wir alle sind niedere Lebewesen - Sprechen und Denken sind nur neue Instinkte und daher weniger sicher als alle übrigen. Dieser so schöne und treffende Satz des Scholastikers lässt sich noch erweitern, und ich sage: Gott ist die Seele von allem.

Ich habe nie verstanden, das, wer einmal das grosse Uhrwerk des Universums als Faktum angesehen hat, die Existenz des Uhrmachers leugnen kann, an die nicht einmal Voltaire nicht glaubte. Wohingegen ich

verstehe, dass man in Anbetracht bestimmter scheinbar ausserplanmässiger Fakten (wozu man allerdings den Plan kennen müsste, um zu wissen, ob sie tatsächlich ausserplanmässig sind) dieser höchsten Intelligenz ein Element der Unvollkommenheit zuschreibt. Dies verstehe ich, auch wenn ich es nicht akzeptieren kann. Desgleichen verstehe ich, dass man angesichts des Bösen in der Welt die unendliche Güte dieser schöpferischen Intelligenz in Zweifel zieht. Dies verstehe ich, wenngleich ich es ebenfalls nicht akzeptieren kann. Dass man aber die Existenz dieser Intelligenz, also Gottes, leugnet, scheint mir eine jener Dummheiten, wie sie so oft die Intelligenz von Menschen auf einem Gebiet beeinträchtigen, die auf allen anderen Gebieten absolut überlegen sein können; zum Beispiel solche, die sich immerzu verrechnen oder (um die Intelligenz der Empfindsamkeit ins Spiel zu bringen) nichts mit Musik, Malerei oder Dichtung anfangen können. Ich lasse weder, wie ich bereits sagte, das Argument vom unvollkommenen noch vom nicht gütigen Uhrmacher gelten. Ich lehne das Argument vom unvollkommenen Uhrmacher ab, da, was uns am Regieren und Organisieren der Welt falsch oder sinnlos erscheint, nicht als solches erachtet werden darf, solange wir den Gesamtplan nicht kennen. Wir erkennen deutlich in allem einen Plan; nehmen bestimmte Dinge wahr, die scheinbar keinen Sinn ergeben, wenn aber alles seinen Sinn hat, wie soll dann nicht auch dies den Sinn haben, den alles andere hat? Wir sehen den Sinn, nicht aber den Plan; wie also können wir dann sagen, gewisse Dinge gehorchten keinem Plan, wenn wir den Plan gar nicht kennen? So wie ein Dichter subtiler Rhythmen zu rhythmischen Zwecken einen arhythmischen Vers einfügen kann, das heisst genau zu dem Zweck, von dem er sich anscheinend entfernt, und ein Kritiker, puristisch eher auf Gleichförmigkeit als auf Rhythmus bedacht, diesen Vers als verfehlt bezeichnet, so kann auch der Schöpfer einfügen, was unser begrenzter Verstand als arhythmisch im majestätischen Verlauf eines metaphysischen Rhythmus ansieht.

Ich lasse auch nicht, wie ich bereits sagte, das Argument vom nicht gütigen Uhrmacher gelten. Es ist zugegebenermassen schwieriger zu widerlegen, wenngleich auch nur scheinbar. Wir konnten sagen, so wenig wie wir wissen, was das Böse ist, so wenig können wir mit Gewissheit sagen, ob etwas gut oder böse ist. Sicher indessen ist, dass ein Schmerz, wenn auch zu unserem Guten, an sich ein Übel ist, was wiederum Beweis genug ist für das, was wir als böse empfinden auf der Welt. Ein schmerzender Zahn reicht, um an der Güte des Schöpfers zu zweifeln. Nun, der fundamentale Irrtum an diesem Argument scheint in unserer völligen Unkenntnis des göttlichen Plans zu liegen sowie in unserer Unkenntnis dessen, was das geistig Unendliche als intelligentes Wesen sein mag. Die Existenz des Bösen ist eines, die Ursache für seine

Existenz etwas anderes. Die Unterscheidung ist vielleicht derart subtil, dass sie sophistisch erscheinen mag, sicher aber ist, dass sie richtig ist. Die Existenz des Bösen kann nicht geleugnet werden, wohl aber, dass die Existenz des Bösen böse ist. Ich gestehe, das Problem besteht weiter, jedoch nur, weil unsere Unvollkommenheit weiterbesteht.

278

Die meisten Leute leben spontan ein fiktives, fremdes Leben. *Die meisten Leute sind andere Leute*, sagte Oscar Wilde, und er hat es gut getroffen. Einige vergeuden ihr Leben mit der Suche nach etwas, das sie nicht wollen; andere suchen nach etwas, das ihnen, obgleich sie es wollen, nicht von Nutzen ist; andere wiederum verlieren sich [...]

Die meisten jedoch sind glücklich und genießen das Leben ohne Grund. Der Mensch weint im allgemeinen wenig, und wenn er klagt, wird es zu seiner Literatur. Pessimismus als demokratische Formel hat wenig Aussicht auf Erfolg. Und wer das Unglück in der Welt beweint, ist einsam - er beweint nur das eigene Unglück. Hatten ein Leopardi, ein Antero etwa keinen Geliebten, keine Mätresse? Das Universum ist ein Übel. Wird ein Vigny nicht gebührend geliebt? Die Welt ist ein Kerker. Erträumt ein Chateaubriand mehr als das Mögliche? Das menschliche Leben ist Überdruß. Ist ein Hiob aussätzig? Die Erde ist aussätzig. Drücken den Traurigen die Hühneraugen? Weh den Füßen, den Sonnen und den Sternen!

Von all dem unberührt, verdaut und liebt die Menschheit unverdrossen weiter, nur beweinend, was beweint werden muss, und auch das nur so kurz wie möglich: den Tod eines über die Jahre, bis auf seine Geburtstage, vergessenen Sohnes; den Verlust von Geld, der auch nur so lange Tränen verursacht, bis sich neues Geld findet oder man sich mit dem Verlust abgefunden hat.

Die Lebenskraft kehrt zurück und belebt. Die Toten bleiben begraben. Die Verluste bleiben verloren.

279

16. 12. 1931

Heute ist er für immer dahin zurück, wo er herkam, der sogenannte Dienstmann des Büros, derselbe Mann, den ich bereits als Teil dieser menschlichen Zunft betrachtet habe und folglich als Teil meiner selbst und meiner Welt. Heute hat er uns verlassen. Auf dem Korridor, wo wir uns zufällig zur erwarteten Überraschung des Abschieds begegneten, habe ich ihn umarmt, was er schüchtern erwiderte, und genug Gegen-

Seele besessen, um nicht loszuweinen, wie es sich meine heissen Augen im Herzen wünschten. Was je einmal unser war, weil es unser war, wenn auch nur aus Zufall in unserem Alltag oder in unserem Blick, wird Teil von uns.

Was da heute in ein mir unbekanntes galicisches Dorf heimgekehrt ist. war für mich nicht der Dienstmann des Büros: Es war ein vitaler, weil mit den Augen erlebter Teil der Substanz meines Lebens.

Ich bin heute weniger geworden. Ich bin nicht mehr derselbe. Der Dienstmann des Büros hat uns verlassen. Alles, was in unserem Umfeld geschieht, geschieht in uns selbst. Alles, was in unserem Gesichtskreis aufhört, hört in uns selbst auf. Alles, was einmal war, wenn wir es denn gesehen haben, als es war, würde uns durch sein Fortgehen genommen. Der Dienstmann des Büros hat uns verlassen. Schwerfälliger, um Jahre gealtert, widerwilliger setze ich mich an das hohe Pult und nehme die gestrige Buchführung wieder auf.

Doch die unbestimmte Tragödie von heute drängt sich unterbrechend in meine Gedanken, und ich muss mich zum automatischen, ordnungsgemässen Ablauf der Buchführung zwingen. Ich vermag nur zu arbeiten, weil ich in tätiger Trägheit Sklave meiner selbst sein kann. Der Dienstmann des Büros hat uns verlassen.

Jawohl, morgen oder an einem anderen Tag, wann immer die tonlose Glocke des Todes oder der Abreise erklingen mag, werde auch ich jemand sein, der nicht mehr hier ist, an seinem Platz, ein altes Kopiergerät, das man im Schrank unter dem Treppenabsatz verstaut. Jawohl, morgen, oder wenn das Schicksal sein Machtwort spricht, wird ein Ende haben, was in mir vorgab, ich zu sein. Werde ich in meine Heimat zurückkehren? Ich weiss es nicht. Heute ist die Tragödie sichtbar, weil jemand fehlt, fühlbar, weil sie nicht verdient, gefühlt zu werden. Mein Gott, der Dienstmann des Büros hat uns verlassen.

280

O Nacht, deren Sterne Licht lügen, o Nacht, einzige Wesenheit gross wie das Weltall, mache mich mit Leib und Seele zu einem Teil deines Leibes, damit ich mich verliere, blosse Finsternis werde und ebenfalls Nacht, ohne Träume in mir wie Sterne noch das Hoffen auf ein Sonnenstrahlen aus der Zukunft.

283

Freiheit ist die Möglichkeit zur Isolation. Du bist frei, wenn du dich von den Menschen fernhalten kannst und nichts dich zwingt, ihre Nähe zu suchen, weder Geld noch Herdentrieb, weder Liebe, Ruhm noch

Neugier, die in Stille und Einsamkeit keine Nahrung finden können. Ist es dir unmöglich, allein zu leben, bist du zum Sklaven geboren. Du kannst alle Geistes- und Seelengrösse besitzen und bist doch Sklave, ein nobler und kluger vielleicht, aber kein freier Mensch. Sieh dies nicht als deine Tragödie an, deine Geburt ist allein die Tragödie des Schicksals. Doch wehe dir, wenn das Leben dich so knechtet, dass du gezwungen bist, Sklave zu sein. Wehe dir, wenn die Not dich, obwohl frei geboren und fähig, dir zu genügen und allein zu sein, zum Leben mit anderen zwingt. Das, ja, das ist deine Tragödie, und sie folgt dir auf Schritt und Tritt.

Frei geboren zu sein verleiht einem Menschen erhabene Grösse, erhebt den untertänigen Eremiten über Könige und selbst Götter, die sich in ihrer Macht selbst genügen, nicht aber in der Verachtung dieser Macht. Der Tod ist eine Befreiung, denn wer tot ist, braucht niemanden mehr. Der armselige Sklave sieht sich gezwungenermassen befreit von seinen Freuden, seinen Kümernissen, seinem ersehnten und gleichmässig verlaufenden Leben. Auch der König ist befreit von seinem Besitz von dem er nicht lassen wollte. Und die Frauen, die verführten, sind befreit von ihren Triumphen, für die sie alles taten. Die Sieger sind befreit vom Siegen, dem ihr Leben gewidmet war.

Der Tod adelt, er hüllt den armen absurden Leib in ein nie gekanntes Festgewand. Im Tod ist der Mensch frei, selbst wenn er nie frei sein wollte. Im Tod ist er kein Sklave mehr, auch wenn er weinte, als man ihn aus der Sklaverei erlöste. Wie ein König, dessen prächtigster Schmuck sein königlicher Titel ist und der als Mensch noch so lächerlich sein mag, als König aber erhaben, so mag ein Toter noch so verunstaltet sein, ist aber dennoch erhaben, weil der Tod ihn befreit hat.

Müde schliesse ich die Fensterladen, schliesse die Welt aus und bin für einen Augenblick frei. Morgen werde ich wieder Sklave sein; jetzt aber, allein, niemanden benütigend, nur fürchtend, eine fremde Stimme oder Gegenwart könne mich stören, erlebe ich meine kleine Freiheit, meine Augenblicke »in excelsis«.

Zurückgelehnt auf meinem Stuhl, vergesse ich das Leben, das mich knechtet. Es schmerzt mich nicht mehr, nur noch, dass es mich geschmerzt hat.

354

Die Hitze fühlt sich an wie ein Kleidungsstück, das man ablegen möchte.

355

Ich fühlte mich bereits unruhig. Der Atem der Stille hatte unversehens ausgesetzt.

Da zerbarst jäh ein endloser Tag wie Stahl. Ich duckte mich wie ein Tier über den Tisch, die Hände flach wie nutzlose Krallen auf der glatten Platte. Seelenloses Licht war in Ecken und Seelen gedrungen, lautes Berggrollen war aus nahen Höhen herabgestürzt und hatte mit einem Schrei den dichten Schleier über dem Abgrund zerrissen. Mein Herz stand still. Meine Kehle pochte. Mein Bewusstsein sah nur einen Tintenfleck auf einen Blatt Papier.

356

11.6.1932

Nachdem die Hitze nachgelassen hatte und ein leichter, zunehmend vernehmbarer Regen einsetzte, entstand in der Luft eine Stille, die der Luft in der Hitze nicht eigen war, ein neuer Friede, in den das Wasser seine eigene Brise mischte. So hell war die Freude dieses Regens ohne Sturm oder Finsternis, das jene, die weder einen Schirm noch einen Mantel mit sich trugen, und das waren fast alle, bei ihrem raschen Gang über die regennasse Straße lachend miteinander sprachen.

Während eines müßigen Augenblicks trat ich ans offene Fenster meines Büros - man hatte es wegen der Hitze geöffnet, nicht aber während des Regens geschlossen - und betrachtete wie immer mit intensiv gleichgültiger Aufmerksamkeit, was ich soeben genau beschrieben habe, noch bevor ich es in Augenschein nahm. Ja, da lief fröhlich die banale Zweisamkeit, lächelnd und sich unterhaltend im Nieselregen, eher schnellen als eiligen Schritts durch den nunmehr verhangenen, klaren lichten Tag.

Jetzt aber erschien in meinem Blickfeld hinter einer Straßenecke unversehens ein alter abgerissener Mann, arm und nicht ergeben, unter dem nachlassenden Regen ungeduldig ausschreitend. Er, der mit Sicherheit kein Ziel hatte, war zumindest ungeduldig. Und schon betrachtete ich ihn nicht mehr mit jener unachtsamen Aufmerksamkeit, wie man sie Dingen schenkt, sondern mit jener, die Symbole erkennt. Er war das Symbol eines Niemand's, deshalb hatte er es eilig. Er war das Symbol eines Menschen, der nichts war, deshalb litt er. Er gehörte nicht zu denen, die lächelnd die unbequeme Freude des Regens spürten, sondern zum Regen selbst - ein unbewusst Lebender, so sehr fühlte er die Wirklichkeit.

Doch nicht das wollte ich eigentlich sagen. Zwischen meine Beobachtung des Passanten, den ich letztlich rasch aus den Augen

verlor, weil ich ihm nicht länger nachschaute, und den Zusammenhang dieser Beobachtungen schob sich ein Geheimnis der Unaufmerksamkeit, ein gefährlicher Augenblick der Seele, der meinen Gedankengang unterbrach. Und inmitten meiner Abwesenheit höre ich nun, ohne zu hören, die Stimmen der Packer hinten im Büro, dort, wo das Warenlager anfängt, und sehe, ohne zu sehen, die doppelt geschlungenen Verpackungsschnüre der Postpakete; zweifach, unter Scherzen und Scheren, werden die Knoten geknüpft um das graue Papier der Pakete auf dein Tisch am Fenster zum Hinterhof. Sehen heißt gesehen haben.

357

Es ist eine Lebensregel, dass wir von allen Menschen lernen können und sollten. 'Es gibt ernsthafte Dinge des Lebens, die wir von Scharlatanen und Gaunern lernen können, es gibt philosophische Einsichten, die uns Narren verschaffen, es gibt Lektionen in Standhaftigkeit und Gerechtigkeit, die uns der Zufall lehrt und die Früchte des Zufalls sind. Alles findet sich in allem.

In bestimmten lichten Augenblicken des Nachdenkens, wie jene am frühen Nachmittag, wenn ich beobachtend durch die Straßen schlendere, bringt mir jeder Passant eine Nachricht, lehrt mich jedes Haus etwas Neues, enthält jedes Plakat eine Mitteilung für mich. Mein stiller Spaziergang ist ein beständiges Gespräch, und wir alle, Menschen, Häuser, Steine, Plakate und Himmel, sind eine große freundschaftliche Menge, die sich mit Worten anrempelt in der großen Prozession des Schicksals.

358

Gestern habe ich einen großen Mann gesehen und gehört. Ich meine nicht einen Mann, dem man Größe nachsagt, sondern einen Mann, der wirklich Größe besitzt. Er hat Format, falls es das gibt in dieser Welt; man erkennt sein Format an, und er weiß es. Mithin verfügt er für mich über alle nötigen Voraussetzungen, in ihm einen großen Mann sehen zu können. Und das ist er wirklich.

Sein Erscheinungsbild ist das eines müden Geschäftsmannes. Sein Gesicht trägt Spuren der Ermüdung, sie könnten ebenso gut das Resultat zu vielen Denkens sein als auch das eines der Gesundheit abträglichen Lebenswandels. Seine Gestik ist unauffällig; sein Blick in gewisser Weise lebhaft - ein Vorzug aller Nicht-Kurzsichtigen. Seine Stimme klingt leicht belegt, als beeinträchtigt eine beginnende allgemeine Lähmung diese Äußerung seiner Seele. Und die

solchermaßen geäußerte Seele verbreitet sich über Parteipolitik, über die Entwertung des Escudo und über das, was klein ist an den Kollegen seiner Größe.

Wüsste ich nicht, wer er ist, ich könnte ihn nicht an seinem Äußeren erkennen. Ich weiß wohl, dass man sich von großen Männern nicht die heroische Vorstellung machen sollte, die sich schlichte Gemüter von ihnen machen: Demnach müsste ein großer Dichter den Körper eines Apoll besitzen und die Ausdruckskraft eines Napoleon, zumindest aber ein distinguiertes Herr mit einem ausdrucksvollen Gesicht sein. Ich weiß wohl, dass dergleichen menschlich, natürlich und absurd ist. Denn wenn man auch nicht alles oder fast alles erwartet, so erwartet man doch immerhin etwas. Daher sollte man, wenn man von der Gestalt, die man sieht, auf die Seele, die spricht, schließt, nicht etwa Geist und Lebendigkeit erwarten, wohl aber mit Intelligenz rechnen dürfen und einem Hauch von Erhabenheit.

All dies - diese menschlichen Enttäuschungen - zwingt uns zu hinterfragen, was es denn tatsächlich auf sich hat mit der Vorstellung, die man sich gemeinhin von der Inspiration macht. Es scheint, dass dieser zu einem Geschäftsmann bestimmte Körper und diese zu einem gebildeten Menschen bestimmte Seele, wem sie allein sind, geheimnisvoll mit etwas Inneren ausgestattet werden, das ihnen äußerlich ist, und dass nicht sie sprechen, sondern es in ihnen spricht und ihnen eine Stimme sagt, was Lüge wäre, wenn sie es sagten. Dies sind zufällige, unnütze Spekulationen. Es tut mir fast leid, sie angestellt zu haben. Sie mindern weder das Format dieses Mannes, noch steigern sie die Ausdruckskraft seines Körpers. Im Grunde aber ändert nichts etwas, und was wir sagen oder tun, streift nur die Gipfel der Berge, in deren Tälern die Dinge schlafen.

359

Keiner versteht den anderen. Wir sind - wie der Dichter sagte - Inseln im Meer des Lebens; zwischen uns das Wasser, das uns bestimmt und trennt. Sosehr eine Seele sich auch bemühen mag, zu wissen, was eine andere Seele ist, sie wird nur wissen, was ihr das Wort vermittelt: einen undeutlichen Schatten auf dem Grund ihres Verstehens.

Ich ließe Äußerungen, denn nichts weiß ich von dem, was sie ausdrücken. Wie der Meister der Heiligen Marta begnüge ich mich, - mit dem, was man mir gibt. Ich sehe, und das ist viel. Wer vermag schon zu verstehen? ,

Vielleicht ist es diese Skepsis gegenüber unserem Verstehen, die mich einen Baum und ein Gesicht, ein Plakat und ein Lächeln auf ein und dieselbe Weise betrachten lässt. (Alles ist natürlich, alles ist künstlich,

alles ist gleich.) Alles, was ich sehe, ist für mich das Nur-Sichtbare, sei es der tiefblaue, weiß grüne Himmel des anbrechenden Morgens, sei es die Grimasse, zu der sich das Gesicht von einem verzieht, der in Gegenwart anderer dem Tod eines geliebten Menschen beiwohnt. Hampelmänner, Bilder, Buchseiten, wir betrachten sie und drehen sie um. Mein Herz hängt nicht an ihnen, und meine Aufmerksamkeit fast noch weniger, sie geht über sie hinweg wie eine Fliege über ein Blatt Papier.

Weiß ich denn, ob ich fühle, denke, existiere? Nichts weiß ich: Ich kenne nur ein objektives Schema von Farben, Formen und Äußerungen, deren schwankender Spiegel ich bin, zu verkaufen, nutzlos.

360

Verglichen mit den einfachen, bodenständigen Menschen, die wie selbstverständlich durch die Straßen des Lebens gehen, geradlinig auf ein Ziel zu, legen diese Kaffeehausgestalten ein Gebaren an den Tag, das sich nur mit dem von Kobolden aus Träumen beschreiben und vergleichen lässt: Gestalten, die weder beängstigend noch quälend sind, doch wenn wir uns beim Erwachen an sie erinnern, einen unerklärlich widerlichen Nachgeschmack hinterlassen, ein Gefühl der Abscheu gegen etwas, das nicht unmittelbar, aber dennoch mit ihnen zu tun hat.

Ich sehe die wirklichen Genies und Sieger - die großen wie die kleinen - durch die Nacht der Dinge segeln, nicht wissend, was ihre stolzen Buge durchpflügen in dieser Sargassosee aus Verpackungsstroh und Korkresten.

Dort sammelt sich alles, wie auf dem Boden des Hofes, auf den mein Büro geht; durch die vergitterten Fenster des Lagerraums gleicht er einer Gefängniszelle für Unrat.

361

Die Suche nach der Wahrheit - sei es die subjektive Wahrheit der Überzeugung, die objektive Wahrheit der Wirklichkeit oder die gesellschaftliche Wahrheit des Geldes und der Macht -, sie zeichnet den verdient Suchenden stets aus mit dem Preis der letzten Erkenntnis ihrer Nichtexistenz. Das grobe Los des Lebens fällt nur denen zu, die es auf gut Glück kaufen.

Der Wert der Kunst besteht darin, dass sie uns aus dem Hier holt.

362

Jeder Verstoß gegen die Gesetze der Moral ist rechtmäßig, wenn er im Namen eines höheren moralischen Gesetzes geschieht. Stiehlt jemand aus Hunger ein Brot, ist dies unentschuldig. Stiehlt aber ein Künstler zehntausend Escudos, um zwei Jahre ungestört leben zu können, ist dies entschuldig, sofern sein Werk einen zivilisatorischen Zweck verfolgt; ist es aber ein rein ästhetisches Werk, gilt dieses Argument nicht.

363

Wir können nicht lieben, mein Sohn. Die Liebe ist die fleischlichste aller Illusionen. Darum höre: Lieben heißt besitzen. Und was besitzt der Liebende? Einen Körper? Um ihn zu besitzen, müssten wir uns seine Substanz aneignen, ihn verschlingen, ihn uns einverleiben... Und wäre diese Unmöglichkeit möglich, wäre sie nicht von Dauer, - denn unser Körper verändert sich und vergeht; ja, wir besitzen nicht einmal unseren eigenen Körper, einzig die Wahrnehmung, die wir von ihm haben, und besaßen wir den geliebten Körper, würde er unser, hörte auf, ein anderer zu sein, und daher verginge mit dem Vergehen des anderen auch die Liebe ...

Besitzen wir die Seele? Höre und schweige: Nein, wir besitzen sie nicht. Nicht einmal unsere eigene Seele ist unser. Wie könnte man eine Seele auch besitzen? Zwischen zwei Seelen besteht eine tiefe Kluft: beide sind sie Seelen.

Was aber besitzen wir? Was? Was lässt uns lieben? Die Schönheit? Und besitzen wir sie, wenn wir lieben? Wenn wir einen Körper ganz und gar und besessen besitzen, was besitzen wir dann? Nicht den Körper, nicht seine Seele, ja, nicht einmal seine Schönheit. Wenn wir einen schönen Körper in Besitz nehmen, umfassen wir nicht Seine Schönheit, wohl aber sein Fleisch, Zellgewebe und Fett; der Kuss berührt nicht die Schönheit des Mundes, wohl aber das feuchte Fleisch der Lippen, Schleim und Vergänglichkeit; der Koitus selbst ist ein schlichter Kontakt, ein Reiben, dicht an dicht, aber kein wirkliches Durchdringen, nicht einmal das eines Körpers durch einen anderen.... Was also besitzen wir? Was?

Wenigstens unsere Gefühle? Ist wenigstens die Liebe ein Mittel, uns selbst zu besitzen in unseren Gefühlen? Ist wenigstens sie eine Möglichkeit, klarer und daher rühmlicher den Traum von unserer Existenz zu träumen? Zumindest aber bleibt uns, wenn das Gefühl erloschen ist, die unauslöschliche Erinnerung, und so besitzen wir wirklich ...

Doch weit gefehlt! Nicht einmal unsere Gefühle besitzen wir. Nein, sage nichts! Die Erinnerung ist letztlich nur unser Gefühl für die Vergangenheit... Und jedes Gefühl ist eine Täuschung.

- Höre mich an, höre! Höre mich an, und schau nicht aus dein Fenster hinüber auf das flache Ufer des Flusses, nicht in die Dämmerung [...], nicht hin zum Pfeifen des Zuges, das durch die ferne Leere dringt [...]. - Höre und schweige...

Wir besitzen unsere Gefühle nicht... Wir besitzen uns nicht in ihnen.

(Der Krug der Dämmerung gießt [...] Öl aus über uns, in dem die Stunden wie Rosenblätter einzeln treiben.)

364

Ich besitze meinen Körper nicht, wie also könnte ich mit ihm besitzen? Ich besitze meine Seele nicht - wie also könnte ich mit ihr besitzen? Ich verstehe meinen Geist nicht - wie also könnte ich mit ihm verstehen? Wir besitzen weder einen Körper noch eine Wahrheit – nicht einmal eine Illusion. Wir sind gespenstische Lügen, schattenhafte Illusionen, und unser Leben ist hohl von außen wie von innen.

Kennt jemand die Grenzen seiner Seele, dass er sagen könnte: Ich bin ich?

Doch weiß ich, dass ich es bin, der fühlt, was ich fühle.

Wenn ein anderer diesen Körper besitzt, besitzt er in ihm dasselbe wie ich? Nein. Er besitzt eine andere Wahrnehmung.

Besitzen wir überhaupt etwas? Wenn wir nicht wissen, was wir sind wie können wir dann wissen, was wir besitzen?

Wenn du von dem, was du isst, sagtest: »Ich besitze es“, verstünde ich dich. Denn was du isst, verleibst du dir unzweifelhaft ein, du verwandelst es in deine Substanz, fühlst, wie du es in dich aufnimmst und wie es dein wird. Von dem aber, was du isst, sprichst du nicht als »Besitz«. Was also nennst du besitzen?

365

Der Irrsinn, den man Bejahung nennt, die Krankheit, die man Glauben nennt, die Niedertracht, die man Glücklich sein nennt - all das riecht nach Welt, schmeckt nach diesem traurigen Etwas, das Erde heißt.

Sei gleichgültig. Liebe den Sonnenuntergang und den Tagesanbruch, denn es ist nicht von Nutzen, sie zu lieben, nicht einmal für dich. Kleide dein Wesen in das Gold des verlöschenden Tages wie ein König, entthront an einem Rosenmorgen, mit dem Mai in weißen Wolken und dem Lächeln der Jungfrauen entlegener Güter. Dein Sehen möge erlöschen zwischen Myrten, dein Überdruß vergehen zwischen Tamarinden, und das Geräusch des Wassers begleite all dies wie eine Dämmerung an den Ufern des Flusses, dessen einziger Sinn im Fließen besteht, unaufhörlich hin zu fernen Fluten. Der Rest ist das Leben, das uns verlässt, die Flamme, die in unserem Blick erlischt, der Purpur, abgetragen, noch ehe wir ihn tragen, der Mond, der auf unsere Verlassenheit scheint, die Sterne, die ihre Stille über die Stunde unserer Ernüchterung breiten. Stets eifrig, der fruchtlose, freundliche Kummer, der uns liebevoll ans Herz drückt.

Der Niedergang ist mir Bestimmung.

Mein Besitz lag einst in tiefen Tälern. Die Musik des Wassers, das niemals Blut kannte, berieselt meine Träume. Das Leben vergessende Laub der Bäume war allzeit grün in meinem Vergessen. Der Mondschein floss dahin wie Wasser zwischen Steinen. Niemals gelangte die Liebe in dieses Tal, daher war das Leben dort glücklich. Keine Liebe, keine Träume, keine Götter in Tempeln - ich wanderte dahin im sanften Wind und der unteilbaren Stunde, und ohne jede Sehnsucht nach einem noch so trunkenen, verborgenen Glauben.

366

Nutzlose Landschaften, wie diejenigen auf chinesischen Teetassen, sie beginnen an der einen Seite des Henkels und enden unvermittelt an der anderen. Diese Tassen sind immer so klein... Wohin und auf welchem Porzellan-[...] würde diese Landschaft reichen, reichte sie über den Tassenhenkel hinaus?

Manche Seelen schmerzt es tatsächlich tief, dass die Landschaften auf chinesischen Fächern nicht dreidimensional sind.

367

... und die Chrysanthemen welken trage dahin in Garten, verschattet durch ihre Gegenwart.

... die japanische Opulenz der sichtbaren Beschränkung auf nur zwei Dimensionen.

...die bunte Existenz der Gestalten auf der matten Transparenz japanischer Tassen.

... ein für einen diskreten Tee gedeckter Tisch - ein bloßer Vorwand für gänzlich unergiebiges Gespräch - hatte für mich stets etwas Menschliches, etwas von einer beseelten Persönlichkeit. Wie ein Organismus, ein synthetisches Ganzes! das sich nicht auf die bloße Summe seiner einzelnen Teile beschränkt.

368

Und die Dialoge in den phantastischen Gärten, die manche Tassen keineswegs endgültig umranken? Welche hehren Worte müssen die beiden Gestalten doch wechseln, die auf der anderen Seite dieser Teekanne sitzen! Und ich ohne Ohren, die sie hören könnten, tot inmitten dieser polychromen Menschheit!

Trefflich, die Psychologie der wahrhaft statischen Dinge! Die Ewigkeit webt sie, und eine gemalte Gestalt bekundet aus den Höhen ihrer sichtbaren Ewigkeit Verachtung für unsere vergängliche Unrast, die nie verweilt an den Fenstern einer Attitüde, noch zögert am Portal einer Geste.

Man betrachte nur das bunte Treiben der Bewohner von Tapissereien! Die Liebe der gestickten Gestalten - zweidimensional und von geometrischer Keuschheit - durfte eine Augenweide sein für kühne Psychologen.

Wir lieben nicht, wir täuschen Liebe vor. Die wahre Liebe, unsterblich und unnützlich, gehört zu jenen Gestalten, die keiner Veränderung unterliegen, weil sie von Natur aus statisch sind. Seit ich ihn kenne, hat sich der Japaner, der auf der Wölbung meiner Teekanne sitzt, nicht verändert... Nie hat er die Hände jener Frau genossen, die sich in unpassendem Abstand zu ihm befindet. Eine erloschene Farbe wie die einer leeren Sonne, die ihr Licht verströmt hat, entwirkt auf ewig die Hänge dieser Berge. Und all das gehorcht dem kurzen Strich einer Feder - einer Feder, zuverlässiger als jener, die unnützlich die Zerbrechlichkeit meiner erschöpften Stunden auszufüllen sucht.

369

Nur eine überaus systematische Pflege unserer Fähigkeit zu träumen, zu analysieren und zu faszinieren kann unsere Persönlichkeit in dieser Metallzeit der Barbaren vor einem Erlöschen bewahren oder einem Verschmelzen mit der Persönlichkeit anderer.

An unseren Empfindungen ist genau das wirklich, was nicht unser ist. Die uns allen gemeinen Empfindungen bilden die Wirklichkeit. Individuell an ihnen ist somit nur, was nicht der Wirklichkeit entspricht. Sähe ich eines Tages eine scharlachrote Sonne, ich wäre über die Massen beglückt! Wie sehr wäre diese meine Sonne allein die meine!

371

Ich meine es ernst und bin betrübt; dies ist kein Anlass zur Freude, denn die Freuden des Traumes sind widersprüchlich und getrübt, wer sie genießen will, muss dies auf eine geheimnisvolle, besondere Art tun.

Mitunter verfolge ich inwendig und unvoreingenommen vergnügliche, absurde Dinge, die ich nicht sehen können kann, da sie unlogisch sind für den Blick - Brücken ohne Woher noch Wohin, Straßen ohne Anfang noch Ende, Landschaften auf dem Kopf [...] - das Absurde, das Unlogische, das Widersprüchliche, alles, was uns entbindet und trennt vom Wirklichen und seinem gestaltlosen Gefolge praktischer Gedanken, menschlicher Gefühle und dem Verlangen nach nützlichem, zweckmäßigem Handeln. Das Absurde sorgt dafür, dass jener Seelenzustand, in dem Traumen zur süßen Besessenheit wird, nie in Überdruß umschlägt.

Und es gelingt mir, ich weiß nicht auf welcher geheimnisvollen Weise, diese absurden Dinge zu schauen - ich vermag es nicht zu erklären, aber ich sehe dieses für unseren Blick Unfassbare.

372 Apotheose des Absurden

Verabsurden wir das Leben, von Ost bis West.

373

23.6.1932

Das Leben ist eine unfreiwillige Reise, ein Experiment. Eine Reise des Geistes durch die Materie, und da der Geist der Reisende ist, reist man im Geiste. Auf diese Weise hat so manche Seele in der Kontemplation intensiver, extensiver und stürmischer gelebt als andere in der äusseren Welt. Einzig das Ergebnis zählt. Das Gefühlte ist das Gelebte. Ein Traum kann so ermüden wie sichtbare Arbeit. Nie lebt man so sehr, wie wenn man viel denkt.

Wer abseits in einem Tanzsaal steht, tanzt mit allen Tanzenden. Er sieht alles, und weil er alles sieht, lebt er alles. Da alles letztendlich eine Empfindung oder Wahrnehmung von uns ist, ist es ein und dasselbe, ob man einen Körper berührt, sieht oder sich schlicht an ihn erinnert. Ich tanze mithin, wenn ich tanzen sehe. Ich sage wie der englische Dichter, der im Gras liegend drei Schnitter in der Ferne betrachtete: »Ein vierter mäht, und dieser vierte bin ich.«

All dies hier, geäußert wie es empfunden wurde, ist ein Resultat der großen, scheinbar grundlosen Müdigkeit, die mich heute unvermittelt überkommen hat. Ich bin nicht nur müde, sondern auch betrübt, und der Grund für diese Betrübnis ist ebenfalls unbekannt. Ich bin aus Angst den Tränen nahe - nicht Tränen, die man weint, sondern unterdrückt, Tränen einer Krankheit der Seele, nicht eines fühlbaren Schmerzes.

Wie lange habe ich gelebt, ohne gelebt zu haben! Wie viel habe ich gedacht, ohne gedacht zu haben! Auf mir lasten Welten statischen Ungestüms und reglos durchlebter Abenteuer. Ich bin all dessen müde, was ich nie hatte noch je haben werde, und aller künftigen Götter überdrüssig. Ich trage die Wunden aller Schlachten, die ich nie schlug. Meine Muskeln sind müde von der Anstrengung, die ich nie auch nur in Gedanken unternahm.

Trübe, stumm, nichtig... Der Himmel in der Höhe ist der eines toten, fleckigen Sommers. Ich betrachte ihn, als wäre er nicht dort. Ich schlafe, was ich denke, liege im Gehen, ich leide und spüre nichts. Mein so sehnsüchtiges Verlangen gilt nichts, ist nichts, wie der hohe Himmel, den ich nicht sehe, in den ich starre - nicht ich.

374

2.7.1932

In der strahlenden Vollkommenheit des Tages steht die durchsonnte Luft gleichwohl still. Es ist nicht die druckende Atmosphäre des aufziehenden Gewitters, nicht das Unbehagen der willenlosen Körper, nicht die leichte Eintrübung des wahrhaft blauen Himmels. Es ist eher die spürbare Reglosigkeit, die den Gedanken an Nichtstun aufkommen lässt und leicht wie eine Feder das müde Gesicht streift. Der Sommer hat seinen Höhepunkt erreicht. Das Land lockt sogar den, der sich nichts aus ihm macht.

Wäre ich ein anderer, wäre dies für mich ein glücklicher Tag, denn ich spürte ihn, ohne an ihn zu denken. Ich legte freudig meine normale Arbeit beiseite - die Arbeit, die mir alle Tage als eintönig anormal erscheint. Ich verabredete mich mit Freunden und nähme die

Straßenbahn nach Benfica. Wir wurden bei Sonnenuntergang im Freien zu Abend essen. Unsere Freude wäre Teil der Landschaft und würde von allen, die uns sähen, als solche erkannt.

Da ich jedoch ich bin, genieße ich ein bisschen das bisschen, das mir vorgaukelt, ich sei dieser andere. Jawohl, er-ich wird sogleich unter Weinranken oder Bäumen doppelt soviel essen, wie ich essen kann, doppelt soviel trinken, wie ich zu trinken wage, doppelt soviel lachen, wie zu lachen ich mir vorstellen kann. Erst er, jetzt ich. Gewiss, einen Augenblick lang war ich ein anderer: Ich sah, erlebte in einem anderen die schlichte tierische Freude, als Mensch in Hemdsärmeln zu existieren. Ein großer Tag, der mich so Traumen ließ! Blau und erhaben steht er in der Höhe - wie mein ephemerer Traum, an irgendeinem Feierabend ein rundum gesunder Handelsreisender zu sein.

375

Natur ist, wo wir nicht sind. Dort, nur dort gibt es wirklichen Schatten und wirkliche Bäume.

Das Leben ist ein Zögern zwischen Ausruf und Frage. Im Zweifel gibt es einen Schlusspunkt.

Das Wunder ist Gottes Faulheit oder vielmehr die Faulheit, die wir Ihm zuschreiben, indem wir das Wunder erfinden.

Die Götter sind die Inkarnation dessen, was wir niemals sein können.

Das Müde sein aller Hypothesen.

376

Der leichte Rausch eines leichten Fiebers, dieses Unwohlsein von Kopf bis Fuß, matt und kalt in den schmerzenden Gliedern, heiß in den Augen unter pochenden Schläfen - an diesem Unwohlsein hänge ich wie ein Sklave an einem geliebten Tyrannen. Es verleiht mir diese gebrochene, vibrierende Passivität, in der ich flüchtige Visionen habe, um Ideen kreise und mich verliere in jäh aufkommenden Gefühlen.

Denken, Fühlen, Wollen werden zu einer einzigen verworrenen Sache. Glaubensüberzeugungen, Empfindungen, geträumte und wirkliche Dinge geraten zu einem heillosen Durcheinander, wie die Inhalte auf den Böden geleerter Schubladen.

377

Dem Gefühl des Genesens haftet etwas melancholisch Heiteres an, zumal, wenn die vorausgegangene Krankheit kaum spürbar war in den Nerven. Eine Art Herbst liegt über Gemütsbewegungen und Gedanken oder vielmehr ein Frühlingsbeginn, der, auch ohne fallende Blätter, in Luft und Himmel herbstlich ist.

Die Mattigkeit schmeckt gut, und was gut schmeckt, schmerzt immer ein wenig. Obgleich mitten im Leben, fühlen wir uns ein wenig außerhalb, wie auf dem Balkon des Hauses, in dem es sich abspielt. Wir sind nachdenklich, ohne zu denken, wir fühlen, ohne bestimmbare Gefühle. Der Wille ruht, denn er wird nicht gebraucht.

Dann aber kommen bestimmte Erinnerungen, bestimmte Hoffnungen, bestimmte unbestimmte Wünsche langsam den Hang unseres Bewusstseins hoch, undeutlich wie Wanderer, vom Gipfel eines Berges aus gesehen. Erinnerungen an belanglose Dinge, nicht erfüllte Hoffnungen, um die es nicht schade war, Wünsche, weder heftig von Natur aus noch in ihrer Äußerung unfähig, auch nur existieren zu wollen. Wenn der Tag sich einstellt auf diese Empfindungen, wie der Tag heute, der trotz Sommer halb bewölkt ist, halb blau, und ein schwacher Wind weht, der, weil nicht warm, fast kalt ist, ja, dann verstärkt sich jener Seelenzustand, in dem wir diese Eindrücke Denken, fühlen und erleben. Nicht dass unsere Erinnerungen, Hoffnungen, Wünsche deutlicher waren. Aber wir verspüren sie stärker, und ihre unbestimmte Summe lastet absurderweise ein wenig auf unserem Herzen.

Etwas in mir ist fern in diesem Augenblick. Ich stehe tatsächlich auf dem Balkon des Lebens, aber nicht wirklich dieses Lebens. Ich stehe über ihm und sehe es, von wo ich sehe. Es liegt vor mir, mit Abhängen und Terrassen, wie eine vielgestaltige Landschaft bis hin zum Rauch über den weißen Häusern der Dörfer im Tal. Auch wenn ich die Augen schließe, sehe ich, denn ich sehe nicht. Wenn ich sie öffne, sehe ich nichts mehr, denn ich habe nicht gesehen. Ich bin eine unbestimmte Sehnsucht, nicht nach der Vergangenheit, nicht nach der Zukunft: Ich bin eine Sehnsucht nach der Gegenwart, namenlos, unaufhörlich, unverstanden.

378

25.7.1932

Die Klassifikatoren von Dingen, also jene Wissenschaftler, deren Wissenschaft nur im Klassifizieren besteht, wissen im Allgemeinen nicht, dass das Klassifizierbare unendlich ist und also nicht klassifiziert

werden kann. Was mich dabei aber in Erstaunen versetzt, ist, dass sie die Existenz von klassifizierbaren Unbekannten außer acht lassen, Vorgänge der Seele und des Bewusstseins, die in den Zwischenräumen der Erkenntnis geschehen.

Weil ich vielleicht zu viel denke oder träume, mache ich keinen Unterschied zwischen der Realität, die existiert, und dem Traum, der Realität, die nicht existiert. Und so schiebe ich in meine Betrachtungen über Himmel und Erde Dinge ein, die nicht in der Sonne glitzern oder mit Händen zu greifen sind - schwer fassbare Wunder der Einbildungskraft. Ich vergolde mich mit vorgestellten Sonnenuntergängen, aber auch das Vorgestellte ist in der Vorstellung lebendig. Ich freue mich über imaginäre Brisen, das Imaginäre aber lebt, wenn man es sich vorstellt. Verschiedenen Hypothesen zufolge habe ich eine Seele, aber diese Hypothesen haben ihre eigene Seele, und die schenken sie mir. Das einzige Problem ist das Realitätsproblem, es ist so unlösbar wie lebendig. Was weiß ich vom Unterschied zwischen einem Baum und einem Traum? Ich kann den Baum berühren: Ich weiß, ich träume den Traum. Was bedeutet diese Wahrheit?

Was bedeutet dies? Ich kann allein in dem menschenleeren Büro in meiner Phantasie leben, ohne dass mein Verstand Schaden nennt. Meine Gedanken werden weder von den verlassenen Schreibpulten noch von den Warenpacken mit dem zugehörigen Papier und den Bindfaden knäueln unterbrochen. Ich sitze nicht auf meiner hohen Bank, sondern lehne mich auf dem runden Armstuhl Herrn Moreiras zurück, als ob ich meine Beförderung Vorwegnahme. Vielleicht ist es der Einfluss des Ortes, der mich mit Geistesabwesenheit salbt. Hitzetage machen schläfrig; ich schlafe, ohne zu schlafen, aus Mangel an Energie. Daher diese Gedanken.

379 Schmerzhaftes Intervall

Die Straße ermüdet mich allmählich, aber nein, sie ermüdet mich nicht - alles im Leben ist Straße. Eine Taverne ist gegenüber, ich sehe sie, wenn ich über die rechte Schulter schaue; und auch ein Stapel Kisten, ich sehe ihn, wenn ich über die linke Schulter schaue; und in der Mitte, was ich nicht sehe, wenn ich mich nicht ganz umdrehe, beschallt der Schuhmacher den Eingang zu den Büros der *Companhia Africana* mit gleichmäßigem Hämmern. Die anderen Stockwerke sind unbestimmt. Im dritten Stock ist eine Pension, angeblich unsittlich, aber so ist es mit allem - das Leben.

Die Straße mich ermüden? Nur denken ermüdet mich. Wenn ich auf die Straße schaue oder sie fühle, denke ich nicht: ich arbeite mit einer großen inneren Ruhe, der letzte in dieser Gegend, ein buchführender

Niemand. Ich habe keine Seele, niemand hat eine Seele - alles ist Arbeit in diesem großen Haus. Dort, wo die Millionäre ihr Leben genießen, immer in irgendeinem Ausland, auch dort gibt es Arbeit, und auch keine Seele. Und alles, was bleibt, ist der eine oder andere Dichter. Blicke von mir doch nur ein einziger Satz, etwas, von dem man sagte: *Gut getroffen!* wie die Zahlen, die ich abschreibe und eintrage, Seite um Seite, in das Buch meines Lebens.

Ich glaube, ich werde immer Hilfsbuchhalter in einem Stoffgeschäft bleiben. Ich habe den aufrichtigen, brennenden Wunsch, niemals Hauptbuchhalter zu werden.

380

28.9.1932

Seit langem schon - ich weiß nicht, ob seit Tagen, ob seit Monaten - zeichne ich keinen Eindruck mehr auf; ich denke nicht, also existiere ich nicht. Ich habe vergessen, wer ich bin; ich vermag nicht zu schreiben, weil ich nicht zu sein vermag. Infolge einer sonderbaren Schläfrigkeit war ich ein Anderer. Feststellen, dass ich mich nicht erinnere, heißt erwachen.

Ich habe eine Zeit meines Lebens bewusstlos verbracht. Ich kehre zu mir zurück ohne die Erinnerung an das, was ich gewesen bin, und die Erinnerung an das, was ich war, leidet unter diesem Bruch. Ich habe die vage Vorstellung eines Zeitraums im Unbekannten, ein Teil meiner Erinnerung versucht vergeblich, den anderen wiederfinden zu wollen. Ich bin außerstande, erneut an mich anzuknüpfen. Falls ich gelebt haben sollte, habe ich vergessen, es wahrzunehmen.

Es ist nicht etwa dieser erste spürbare Oktobertag, der erste mehr als frische, der den toten Sommer in weniger Licht kleidet, der mit seiner kühlen Klarheit in mir das Empfinden gescheiterter Pläne oder eines falschen Willens hervorruft. Es ist nicht etwa die ungewisse Spur einer nutzlosen Erinnerung, die sich durch dieses Zwischenspiel verlorener Dinge zieht. Es ist schmerzhafter als all dies, es ist der Überdruß, sich an das erinnern zu wollen, was sich nicht erinnern lässt, ein Untröstlich sein über all das vom Bewusstsein zwischen Algen und Schilf Verlorene, am Ufer von ich weiß nicht was.

Ich weiß, dass dieser reine, reglose Tag einen wirklichen Himmel hat, dessen Blau weniger klar ist als ein dunkles Blau. Ich weiß auch, dass die Sonne, obschon ein Hauch weniger golden als bisher, Mauern und Fenster mit feuchtem Glanz vergoldet. Und obschon kein Wind weht und keine Brise, die an ihn erinnerte und ihn leugnete, weiß ich dennoch, dass eine wache Frische in der unbestimmten Stadt schläft.

All dies weiß ich, ohne zu denken oder zu wollen, und ich verspüre keine Müdigkeit, es sei denn in der Erinnerung, und auch keine Sehnsucht, es sei denn aus Unruhe.

Steril und fern genese ich von der Krankheit, die ich nicht hatte. Hellwach bereite ich mich vor, auf was ich nicht wage. Welcher Schlaf ließ mich nicht schlafen? Welche Liebkosung wollte nicht zu mir sprechen? Wie gut, ein Anderer zu sein beim tiefen, kalten Einatmen eines harten Frühlings! Wie gut - besser als Leben -, dies zumindest denken zu können, während in der Ferne in dem wiedererinnerten Bild das Schilf sich ohne spürbaren Wind Meeresgrund über den Fluss neigt!

Wie oft, wenn ich mich an den erinnere, der ich nicht war, denke ich an mich als jungen Menschen und vergesse! Wie anders waren doch die wirklichen Landschaften, die ich nie sah; und wie neu für mich die unwirklichen, die ich wirklich sah. Was kümmert's mich? Der Zufall führte mich in Räume zwischen den Dingen, wo ich endete, und während die Frische des Tages die Frische der Sonne selber ist, schläft kalt das dunkle Schilf des Flusses im Sonnenuntergang, den ich sehe, ohne dass er stattfände.

381

28.9.1932

Niemand hat bisher den Überdruß in einer für jene, die ihn nicht kennen, verständliche Sprache beschrieben. Für die einen ist Überdruß nichts anderes als Langeweile, für die anderen schlichtes Unbehagen, und wieder andere betrachten ihn als ein Müde sein. Doch auch wenn Überdruß mit Ermüdung, Unbehagen und Langeweile zu tun hat, hat er mit ihnen nur soviel zu tun wie Wasser mit Wasser- und Sauerstoff, aus denen es sich zusammensetzt. Es schließt sie ein und bleibt doch es selbst.

Während einige eine beschränkte und unvollständige Vorstellung vom Überdruß haben, messen ihm andere wiederum eine Bedeutung bei, die in gewisser Weise über ihn hinausgeht - so als bezeichne man die tiefinnere und geistige Abneigung gegen die Vielfalt und Ungewissheit der Welt als Überdruß. Was uns gähnen macht, ist Langeweile; was uns zappelig werden lässt, ist Unbehagen; was uns den Elan nimmt, ist Ermüdung - nichts von alledem ist Überdruß; aber er ist auch nicht das tiefe Empfinden von der Leere der Dinge, durch das sich das gescheiterte Bestreben befreit, das enttäuschte Begehren erhebt und in der Seele der Samen keimt, aus dem der Mystiker oder der Heilige erwächst.

Überdruss ist zweifellos die Langeweile an der Welt, das Unbehagen am Leben, das Des-Lebens-müde-Sein; Überdruss ist in der Tat die fleischliche Wahrnehmung der Übergroßen Leere der Dinge. Doch mehr noch als all dies ist Überdruss auch eine Langeweile an anderen Welten, gleich, ob sie existieren oder nicht; ein Unbehagen, leben zu müssen, wenn auch als Anderer, auf andere Weise und in einer anderen Welt; ein Müde sein nicht nur des Gestern und des Heute, sondern auch des Morgen und der Ewigkeit, sofern es sie denn gibt, und des Nichts, sofern es denn die Ewigkeit ist. Nicht allein die Leere der Dinge und Lebewesen schmerzt die überdrüssige Seele, sondern auch die Leere von etwas anderem, etwas nicht Ding- und Wesenhaftem, die Leere der Seele selbst empfindet diese Leere, fühlt sich leer und ist in dieser Leere von sich selbst angewidert und ab gestoßen. Überdruss ist die körperliche Empfindung des Chaos, eines Chaos, das alles ist. Der Glangweilte, der sich unbehaglich Fühlende, der Müde fühlen sich gefangen in einer engen Zelle. Wer die Enge des Lebens verabscheut, fühlt sich gefesselt in einer großen Zelle. Wer jedoch am Überdruss leidet, fühlt sich gefangen in der wertlosen Freiheit einer unendlichen Zelle. Über denen, die Langeweile, Unbehagen oder Müdigkeit empfinden, können die Zellenmauern einstürzen und sie begraben. Wer die Kleinheit der Welt verabscheut, von dem können die Fesseln abfallen, und er kann fluchten; oder aber er empfindet es als schmerzlich, sie nicht abschütteln zu können, und vermag dank dieses Schmerzes aufzuleben, ohne das Gefühl der Abscheu. Doch die Mauern der unendlichen Zelle können uns nicht begraben, da sie nicht existieren, und ebenso wenig können wir durch den Schmerz der Fesseln aufleben, denn niemand hat sie uns angelegt. Dies empfinde ich angesichts der ruhigen Schönheit dieses unvergänglich verlöschenden Nachmittags. Ich betrachte den hohen, hellen Himmel, an dem Rosenfarbenes, Undeutliches, wolkig Schattenhaftes der unfassbare Flaum eines beflügelten fernen Lebens sind. Ich schaue hinunter auf den Fluss, dessen leicht flimmerndes Wasser von einer Blau ist, die einen tieferen Himmel widerzuspiegeln scheint. Sehe erneut auf zum Himmel, und schon liegt zwischen dem, was da undeutlich farbig und nicht in Fetzen in der unsichtbaren Luft zerreibt, ein frostiges, mattes Weiß, als litte etwas in der höheren, karger Sphäre der Dinge unter seinem eigenen stofflichen Überdruss, der Unmöglichkeit, zu sein, was es ist, ein unwägbarer Körper aus Angst und Untröstlichkeit.

Aber was denn? Was anderes ist in der hohen Luft als die hohe Luft, die nicht ist? Was anderes steht am Himmel als eine Farbe, die nicht die seine ist? Was anderes sind diese Fetzen als Wolken, an denen ich bereits zweifle, als ein paar faktisch einfallende Lichtreflexe der schon fügsamen Sonne? Was ist in alledem, wenn nicht ich? Ach, aber das,

genau das ist der Überdruß. In alledem - Himmel, Erde, Welt -, in alledem bin ich!

382

Ich bin an jenen Punkt gelangt, an dem der Überdruß Person geworden ist, die fiktive Verkörperung meines Seins mit mir.

383

Mit der Außenwelt verhält es sich wie mit einem Schauspieler auf der Bühne: Er ist etwas anderes, als er darstellt.

384

... und alles ist eine unheilbare Krankheit.

Die Faulheit zu fühlen, der Verdruss über das zwanghafte Unvermögen, nichts zu tun, die Unfähigkeit zu handeln, wie ein [...]

385

Nebel oder Rauch? Stieg es auf von der Erde oder nieder vom Himmel? Es war nicht auszumachen, war eher wie eine Krankheit der Luft als etwas, das nach unten drückte oder nach oben zog. Zuweilen schien es eher eine Augenkrankheit als eine Realität der Natur.

Was auch immer es war, die Landschaft war getrübt von Unruhe, Vergessen und Vergehen. Als hatte die Stille dieser schwachen Sonne Gestalt angenommen in einem unvollkommenen Körper. Ja, als geschähe etwas und als verschleierte sich alles Sichtbare in einer allumfassenden Ahnung.

Man wusste nicht recht, ob der Himmel bewölkt war oder vernebelt. Mattigkeit, Benommenheit, hier und da farbig, ein Aschgrau mit einer Andeutung von Gelb, nur dort nicht, wo es in einem trügerischen Rosa zerfloss oder in einem blassen Blau erstarrte und man nicht erkennen konnte, ob der Himmel selbst sich zeigte oder ein anderes Blau ihn überdeckte.

Nichts war bestimmt, selbst das Unbestimmte nicht. Daher war man versucht, den Nebel Rauch zu nennen, denn er wirkte nicht wie Nebel, oder sich zu fragen, ob es Nebel war oder Rauch - es war nicht festzustellen. Sogar die Wärme der Luft wirkte an dieser Ungewissheit mit. Es war weder warm noch kalt noch frisch, sondern schien aus Elementen zusammengesetzt, die nichts zu tun haben mit. Man hatte es

tatsächlich für Nebel halten können, kalt in den Augen und warm in der Berührung, als seien Berührung und Blick zwei Wahrnehmungen ein und desselben Sind. Nicht einmal an den Umrissen der Bäume oder den Ecken der Gebäude sah man das Verschimmen von Linien und Kanten, das wirklicher Nebel bewirkt, wenn er sich festsetzt, oder das wirklicher, natürlicher Rauch halb aufdeckt, halb verhüllt. Alle Dinge schienen ihren eigenen verschwommenen Tagschatten zu werfen, in alle Richtungen, ohne ein Licht, das den Schatten hätte erklären, ohne einen Projektionsraum, der ihn als sichtbar hätte rechtfertigen können.

Nicht einmal sichtbar war es: Es war wie der Anfang eines Sichtbarwerdens von etwas, überall auf gleiche Weise, als zögere das zu Enthüllende, sich zu zeigen.

Und was fühlte man? Die Unmöglichkeit, etwas zu fühlen, das Herz war gebrochen vom Verstand, verworren die Gefühle, betäubt die erwachte Existenz, geschärft das Gehör, doch das der Seele, um eine endgültige, nutzlose Enthüllung zu begreifen, immerfort im Begriff, sich zu zeigen, immerfort, wie die Wahrheit, Zwillingschwester des sich nie Zeigenden. Sogar das Verlangen nach Schlaf, dessen sich das Gedächtnis entsinnt, vergeht, das bloße Gähnen kommt bereits einer Anstrengung gleich.

Selbst das Nicht-mehr-Hinsehen schmerzt in den Augen. Und in dieser farblosen Entsagung der ganzen Seele sind nur die äußeren Geräusche fern, die unmögliche Welt, die noch existiert.

Ach, eine andere Welt, andere Dinge, eine andere Seele, um sie wahrzunehmende, in anderer Verstand, um diese Seele zu sehen! Alles, sogar der Überdruß, nur nicht dieses allgemeine Vernebeln der Seele und der Dinge, diese bläuliche Schutzlosigkeit der Unbestimmtheit von allem!

386

Wir gingen getrennt-vereint auf den wild gewundenen Pfaden des Waldes. Unsere Schritte, das Fremde an uns, fanden, weil im Einklang, gemeinsam durch das knackende Weich der Blätter, die gelb, halb grün die Unebenheiten des Bodens bedeckten. Doch gingen sie auch allein, denn wir waren zwei Gedanken, und gemeinsam war uns nur, was wir nicht waren und was im Einklang denselben Boden beschrift, den wir beide hörten.

Der Herbst hatte schon begonnen, und wir vernahmen überall, wo wir gingen oder gegangen waren, nicht nur die Blätter unter unseren Füßen, sondern in der rauen Begleitung des Windes auch das unablässige Fallen anderer oder Geräusche von Blättern. Der Wald war die einzige Landschaft, er verbarg all die anderen. Doch als Ort und als Platz genügte er Menschen wie uns, deren Leben ein

Gehen war in Einklang und Verschiedenheit über welken Grund. Ich glaube, es war ein Tagesende, dieses oder eines anderen Tages, oder vielleicht aller Tage, in einem Herbst aller Herbste, in einem symbolischen, wirklichen Wald.

Welche Heimstatt, welche Pflicht, welche Liebe wir hinter uns ließen - wir selbst hätten es nicht zu sagen vermocht. Zwei Wanderer, nicht mehr, waren wir in diesem Augenblick, zwei Wanderer zwischen Vergessen und Nicht-Wissen, Reiter zu Fuß, Ritter des aufgegebenen Ideals. Doch darin, wie auch im gleichbleibenden Geräusch der zertretenen Blätter und im immer gleichen rauen Geräusch des ungewissen Windes, lag der Seinsgrund für unseren Abschied und unsere Wiederkehr, denn da wir weder das Wie des Weges kannten noch das Warum, wussten wir nicht, ob wir kamen oder gingen. Und um uns versetzte mit seiner Traurigkeit das Geräusch der verfallenden Blätter, die wir nicht fallen sahen, noch wussten, wohin sie fielen, den Wald in Schlaf.

Keiner wollte wissen vom anderen, und doch wäre keiner weitergegangen ohne den anderen. Wir begleiteten einander wie im Schlaf. Das Geräusch der gleichklingenden Schritte half jedem, ohne den anderen zu denken, die eigenen einsamen Schritte hatten jeden von uns geweckt. Der Wald war eine Folge falscher Lichtungen, als wäre er selbst falsch oder hörte auf, doch weder der Wald hörte auf noch das Falsche. Unsere Schritte gingen unvermindert im Gleichklang, und um das Geräusch der Blätter unter unseren Füßen hörten wir das unbestimmte Geräusch von Blättern, die fielen im Wald, der alles geworden war, im Wald, der wie das Universum war.

Wer waren wir? Zwei Wesen oder zwei Formen nur eines Wesens? Wir wussten es nicht, noch fragten wir. Eine unbestimmte Sonne Müsste existieren, denn es war nicht dunkel im Wald. Ein unbestimmtes Ziel Müsste existieren, denn wir folgten einem Weg. Eine Welt Müsste existieren, denn es existierte ein Wald. Das aber, was war oder sein konnte, war uns fremd, Wanderer, die wir waren, im Einklang und ewig, auf welken Blättern, namenlose, unmögliche Zuhörer fallender Blätter. Nicht mehr. Ein bald rauen, bald sanftes Rauschend es unbekanntem Waldes, ein bald lautes, bald leises Raunen nicht gefallener Blätter, eine Spur, ein Zweifel, eine aufgegebenen Absicht, eine Illusion, die es nie gab - der Wald, die zwei Wanderer und ich, nicht wissend, wer von beiden ich war, ob beide oder keiner von beiden. Und ohne ihr Ende zu sehen, wohnte ich der Tragödie bei, die besagt, dass es nie mehr geben wird als den Herbst und den Wald und den immerfort rauen, ungewissen Wind und die immerfort fallenden oder abgefallenen Blätter. Und immerfort, als gäbe es außerhalb mit Gewissheit eine Sonne und einen

Tag, sah man deutlich hin zu keinem Ende in der lärmenden Stille des Waldes.

387

Vermutlich bin ich, was man einen Dekadenten nennt, einer, dessen Geist äußerlich durch dieses traurige Leuchten einer künstlichen Fremdheit bestimmt ist, die einer rastlosen, Seil tänzerischen Seele in unerwarteten Worten Gestalt gibt. Ich spüre, dass ich so bin und dass ich absurd bin. Daher suche ich in Nachahmung einer Hypothese der Klassiker, zumindest den schmucken Empfindungen meiner Ersatzseele durch eine ausdrucksstarke Mathematik Form zu verleihen. Es kommt immer wieder vor, dass ich in einem bestimmten Stadium meines schriftlichen Nachdenkens nicht mehr weiß, wo das Zentrum meiner Aufmerksamkeit liegt - ob in den verstreuten Empfindungen, die ich zu beschreiben versuche wie unbekannte Tapisserien, ob in den Worten, in die ich mich, im Wunsch, den Akt des Beschreibens zu beschreiben, verstricke, verirre und auf diese Weise andere Dinge sehe. Neben klaren und verschwommenen Gedanken-, Bildung Wortassoziationen sage ich, was ich empfinde, wie auch, was ich zu empfinden glaube, und unterscheide nicht mehr zwischen dem, was die Seele sagt und was die Bilder, die auf dem Boden blühen, auf den die Seele sie hat fallen lassen, ja, ich erkenne nicht einmal mehr, ob der Klang eines barbarischen Wortes oder der Rhythmus eines eingeschobenen Satzes mich nicht schon vom an sich unbestimmten Thema abbringt, von der schon eingefahrenen Empfindung, und mich entbindet von allem Denken und Sagen, wie jene großen Reisen, die man zur Zerstreung unternimmt. Und all dies Blätter, während des Wiedergebens hier, ein Gefühl von Nichtigkeit, Scheitern und Schmerz wachrufen und vermag mir doch nur goldene Schwingen zu verleihen. Sobald ich von Bildern spreche, entstehen - vielleicht, weil ich ein Zuviel an Bildern ablehne - neue Bilder in mir; sobald ich mich aufrichte, um zu verwerfen, was ich nicht empfinde, empfinde ich es bereits, und das Verwerfen wird zu einem mit Spitzen verzierten Gefühl. Sobald ich mich Irrwegen anheimgeben will, da der Glaube an mein Bemühen endgültig geschwunden ist, lassen mich ein klassischer Begriff, ein räumliches, schmuckloses Adjektiv, plötzlich, wie im Licht eines Sonnenstrahls, klar die schläfrig geschriebene Seite vor mir erkennen, und die Buchstaben aus der Tinte meines Federhalters werden zu einer absurden Landkarte magischer Zeichen. Und ich lege mich beiseite wie meinen Federhalter und hülle mich ein in meinen Umhang, lehne mich zurück, allein, fern, zwischen zwei Welten, besiegt, am Ende, wie ein Schiffbrüchiger, der,

märchenhafte Inseln vor Augen, untergeht inmitten eines veilchenblau vergoldeten Meeres, von dem er auf fernen Lagern wirklich träumte.

404

Die Welt um unsere Finger wickeln, wie eine Frau spielerisch versonnen an ihrem Fenster einen Faden oder ein Band.

Alles läuft darauf hinaus, den Überdruß so zu empfinden, dass er nicht schmerzt.

Es wäre reizvoll, zwei Könige zugleich zu sein: nicht nur ein und dieselbe Seele beider, sondern zwei königliche Seelen.

405

23.3.1933

Das Leben ist für die meisten eine Plackerei, die man, ohne es zu bemerken, erträgt, etwas Trauriges mit heiteren Intermezzi, etwas Anekdotenhaftes, wie es die Geschichten haben, die man sich bei Totenwachen erzählt, um die langen stillen Stunden der Nacht wach zu durchstehen. Ich fand es immer müßig, das Leben als ein Tränental zu sehen; gewiss, es ist ein Tränental, doch weint man dort nur wenig. Heine sagte, nach den großen Tragödien müssten wir uns stets schneuzen. Als Jude und folglich universaler Geist hat er die universale Natur der Menschheit klar durchschaut.

Das Leben wäre unerträglich, wären wir uns seiner bewusst. Zum Glück sind wir es nicht. Wir leben unbewusst dahin, nichtig und unnütz wie Tiere, und wenn wir den Tod vorwegnehmen, was sie vermutlich nicht tun, Genaues aber weiss man nicht, nehmen wir ihn durch so viel Ablenkung, Vergessen und Verdrängen vorweg, dass wir kaum behaupten können, wir seien uns seiner eingedenk.

So leben wir, und das ist wenig, um sich Tieren überlegen zu fühlen. Wir unterscheiden uns von ihnen einzig durch das rein äußerliche Merkmal, sprechen und schreiben zu können, durch eine abstrakte Intelligenz, die uns von der konkreten ablenkt, und durch unsere Fähigkeit, uns Unmögliches vorzustellen. All dies gehört zufällig zu unserem organischen Wesen. Sprechen und Schreiben haben keinerlei Einfluss auf unseren natürlichen und unbewussten Lebenstrieb. Unsere abstrakte Intelligenz dient einzig dazu, Systeme oder Pseudosysteme zu ersinnen, was bei Tieren einem In-der-Sonne-Liegen entspräche. Doch sich das Unmögliche vorzustellen ist vielleicht nicht nur eine

menschliche Eigenart, denn ich habe Katzen den Mond anschauen sehen, und wer weiss, vielleicht hätten sie ihn gern für sich gehabt. Die ganze Welt, das ganze Leben ist ein weitläufiges System unbewusster Kräfte, die durch unser individuelles Bewusstsein hindurch wirken. So wie man aus zweierlei Gasen mittels elektrischen Stroms eine Flüssigkeit herstellen kann, kann man auch aus zweierlei Bewusstsein - dem unseres konkreten und dem unseres abstrakten Seins - vermittels des Lebens und der Welt ein höheres Bewusstsein bilden.

Glücklich, wer nicht denkt, da er instinktiv und dank seiner organischen Bestimmung verwirklicht, was wir anderen auf Umwegen und infolge einer nicht organischen oder gesellschaftlichen Bestimmung verwirklichen müssen. Glücklich, wer den Tieren am ähnlichsten kommt, denn er ist mühelos, was wir alle nur unter selbstaufgelegten Muhen sind; er kennt den Weg nach Hause, den was anderen nur auf imaginären Neben- und Umwegen finden; denn wie ein Baum in der Landschaft verwurzelt, ist er Teil der Landschaft und somit der Schönheit, während wir nur Mythen des Übergangs sind, Statisten des Unnützens und des Vergessens, im lebendigen Kostüm des Lebens.

Im Wald der Entfremdung

Ich weiß, ich bin wach und schlafe noch. Mein alter, vom Leben müder Körper sagt mir, dass es noch sehr früh ist...Ich fühle ein fernes Fieber. Ich laste auf mir, weiß nicht warum...

Klar, schwer, unkörperlich benommen liege ich da, halb schlafend, halb wach, träume, träume vage. Meine Aufmerksamkeit treibt zwischen zwei Welten und sieht blind die Tiefe eines Ozeans und eines Himmels; und diese Tiefen verbinden sich, durchdringen sich; ich weiß nicht, wo ich bin noch was ich träume.

Ein Schattenwind bläst die Asche gescheiterter Absichten über das, was wach ist von mir. Lauer Tau des Überdrusses fällt von einem unbekanntem Firmament. Übermächtige, dumpfe Angst greift innen nach meiner Seele und verändert mich, zögernd, wie ein leichter Wind die Silhouette der Baumwipfel.

In meiner lauen, morbiden Kammer ist das Morgengrauen draußen nur ein dämmeriger Hauch. Ich bin ganz stille Verwirrung... Warum muss ein neuer Tag anbrechen? ... Ich weiß, dass er anbrechen wird, und dieses Wissen fällt mir so schwer, als müsste ich handeln, damit er dies tut.

Langsam, wie betäubt, werde ich ruhig, erschlafe. Treibe in der Luft, zwischen Wachen und Schlafen; eine andere Wirklichkeit entsteht und ich in ihr, woher sie kommt, ich weiß es nicht...

Sie entsteht, ohne die unmittelbare Wirklichkeit dieser lauen Kammer auszulöschen, wird Wirklichkeit eines befremdlichen Waldes. Zwei Wirklichkeiten in meiner gebannten Aufmerksamkeit, zweierlei Rauch, der sich mischt.

Und diese flimmernde, durchscheinende Landschaft, so klar in der eigenen und in der fremden Wirklichkeit! ...

Und wer ist diese Frau, die gemeinsam mit mir diesen fremden Wald in ihren Blick hüllt? Warum jetzt halte ich inne und frage?... Ich weiß nicht einmal, ob ich es wissen will...

Die dämmerige Kammer ist eine dunkle Scheibe, durch die ich diese Landschaft bewusst wahrnehme ... eine Landschaft, die ich seit langen kenne und durch die ich seit langem mit dieser Frau, die ich nicht kenne, als eine Wirklichkeit durch ihre Unwirklichkeit irre. Ich fühle es in mir, seit Jahrhunderten kenne ich diese Bäume, diese Blumen, diese Wege und Irrwege und dieses ferne Ich, das dort umherwandert, alt und sichtbar für meinen Blick, verschattet vom Wissen, dass ich in dieser Kammer bin.

Durch diesen Wald, in dem ich mich von ferne sehe und fühle, treibt bisweilen ein langsamer Wind Rauch, und mit diesem Rauch erscheint klar und dunkel das Bild der Kammer, in der ich hier und jetzt bin, mit ihren schattenhaften Möbeln und Vorhängen und ihrer nächtlichen Benommenheit. Dann verfliegt dieser Wind, und die Landschaft dieser anderen Welt wird wieder ganz sie selbst.

Andere Male ist dieses enge Zimmer nur Aschnebel am Horizont dieses anderen Landes... Dann wieder ist für Augenblicke der Boden, den wir dort betreten, diese sichtbare Kammer...

Ich träume und verliere mich, bin zweifach, in mir und der fremden Frau ... Tiefe Müdigkeit verzehrt mich mit ihrem schwarzen Feuer ...

Tiefe, untätige Sehnsucht beengt mich mit ihrem falschen Leben ...

O trübes Glück!... O ewiges Zögern, wo Wege sich kreuzen! ...Ich träume, und hinter meiner Aufmerksamkeit träumt jemand mit mir... Und vielleicht bin ich nur ein Traum dieses nicht existenten Jemandes...

Draußen die Morgendämmerung so fern! So nah der Wald vor meinen anderen Augen!

Und kaum bin ich fern dieser Landschaft, vergesse ich sie fast, habe ich sie, sehne ich mich nach ihr, durchwandere ich sie, rührt sie mich zu Tränen, und ich wünsche sie herbei...

Die Bäume! Die Blumen! Das dichtbelaubte Sich-Verstecken der Wege!... -

Bisweilen gingen wir Arm in Arm dahin unter den Zedern und Judasbäumen, und keiner von uns dachte daran zu leben. Unser Fleisch war uns ein vager Duft und unser Leben das Echo einer Quelle. Wir nahmen uns bei der Hand, und unsere Augen fragten sich, wie es wohl

wäre, sinnlich zu sein, und wie, die Illusion der Liebe im Fleisch zu verwirklichen ...

In unserem Garten gab es Blumen aller Schönheiten ... Rosen, eingerollt an den Blättern, Lilien von vergilbendem Weiß, Mohn, unsichtbar, hatte ihn nicht sein Rot verraten, Veilchen am Tuffsteinrand der Beete, winzige Vergissmeinnicht, duftlose Kamelien... Und über den hohen Gräsern betrachteten uns hier und dort Sonnenblumen erstaunt mit großen Augen.

Unsere Seele, ganz Blick, strich über die sichtbare Frische des Moores, und bei den Palmen war uns, als wären wir in einem anderen Land... Und Tränen stiegen auf bei dem Gedanken, denn nicht einmal hier, wo wir glücklich waren, waren wir es...

Eichen, knorrige Jahrhunderte, ließen uns über die toten Tentakel ihrer Wurzeln stolpern ... Platanen ragten unvermittelt auf. Und durch die nahen Bäume hindurch hingen fern in der Stille der Weinspaliere schwärzlich die Trauben ...

Unser Traum vom Leben lief vor uns her, beschwingt, und beide hatten wir das gleiche losgelöste Lächeln für ihn, beschlossen in unseren Seelen, ohne einander anzusehen, ohne voneinander mehr zu wissen als die gefühlte Gegenwart eines einen anderen aufmerksam stützenden Armes.

Unser Leben hatte kein Innen. Wir waren außen und andere. Wir kannten uns nicht, es war, als wären wir unseren Seelen nach einer Reise durch Träume erschienen ...

Wir hatten die Zeit vergessen, und der unermessliche Raum war in unserer Wahrnehmung kleiner geworden. Gab es außer diesen nahen Bäumen, diesen fernen Weinspalieren, diesen letzten Hügeln am Horizont noch etwas Wirkliches, etwas, das den offenen Blick verdiente, mit dem man Dinge bedenkt, die es gibt? ...

In der Wasseruhr unserer Unvollkommenheit zeigten regelmässige Traumtropfen unwirkliche Stunden an ... Nichts lohnt der Mühe, o meine ferne Liebe, nichts, nur das Wissen, wie süß es doch ist zu wissen, dass nichts der Mühe lohnt ...

Die reglose Bewegung in den Bäumen, die ruhelose Ruhe der Quellen, der unerklärliche Atem des tieferen Rhythmus der Saftes; die langsame Dämmerung der Dinge, die aus ihrem eigenen Inneren aufzusteigen scheint und ihre Hand in geistigem Einverständnis jenem fernen und der Seele nahen Traurig werden aus dem hohen Schweigen des Himmels reicht; das Fallen der Blätter, stetig, unnützlich, Tropfen der Entfremdung, in dem die Landschaft nur noch an unser Ohr dringt und traurig wird in uns wie die Erinnerung an ein Vaterland - all dies hielt uns zusammen, unsicher, wie ein sich lösender Gürtel.

Wir lebten dort eine Zeit, die nicht vergehen konnte, einen Raum, der nicht einmal im Traum zu ermessen war. Ein Vergehen außerhalb der Zeit, eine Ausdehnung, die alle Normen räumlicher Wirklichkeit missachtete... Wie viele Stunden, o unnütze Gefährtin meines Überdrusses, wie viele Stunden glücklicher Unruhe gaben dort vor, die unseren zu sein! Stunden geistiger Asche, Tage räumlicher Wirklichkeit, innere Jahrhunderte äußerer Landschaft... Und wir fragten uns nicht, wozu all dies war, denn wir erfreuten uns an dem Wissen, dass es nicht umsonst war.

Wir wussten dort dank einer Eingebung, die wir gewiss nicht hatten, dass diese schmerzliche Welt, in der wir zwei waren, wenn es sie denn gab, jenseits jener äußersten Linie lag, wo die Berge nur noch schemenhafte Formen sind, und dass jenseits dieser Linie nichts war. Und dieser Widerspruch machte unsere dort gelebte Zeit dunkel wie eine Höhle in einem Land abergläubischer Menschen, und unser Dies-Fühlen war so fremd wie die Silhouette einer maurischen Stadt am Herbsthimmel einer Abenddämmerung ...

Die Wellen ungekannter Meere umspülten am Horizont unseres Hörens Strände, die wir nie sehen könnten, und es war unsere ganze Freude, so zu hören, dass wir es in uns sahen, dieses Meer, über das Karavellen mit zweifellos anderen Zielen segelten als den nützlichen und von der Erde aufgegebenen.

Und mit einem Mal bemerkten wir, wie man bemerkt, dass man lebt: Die Luft war erfüllt von Vogelgesang und wir - wie parfümierter Satin - vom Rascheln der Blätter durchdrungen stärker noch als vom Bewusstsein, es zu hören.

So bedachte das Gezwitscher der Vogel, das Rauschen der Bäume und die monotone, vergessene Tiefe des ewigen Meeres unser mattes Leben mit einer Aureole des Nichtkennens. Wir verschliefen dort wache Tage, glücklich, nichts zu sein, hegten keinen Wunsch und keine Hoffnung, wir hatten die Farbe der Liebe vergessen und den Geschmack des Hasses. Wir hielten uns für unsterblich...

Die dort gelebten Stunden empfanden wir anders als sonst, Stunden leerer Unvollkommenheit und deshalb so vollkommen, so diagonal zur rechtwinkligen Gewissheit des Lebens ... Abgelegte kaiserliche Stunden, Stunden gekleidet in abgenutzten Purpur Stunden, gefallen in diese Welt aus einer anderen Welt, noch stolzer auf noch mehr abgelegte Ängste ... Und die Freude darüber war schmerzlich, schmerzlich ... Denn trotz des friedlichen Exils, das sie uns gewährte, erinnerte uns die ganze Landschaft an unsere Zugehörigkeit zu dieser Welt, sie war durchtränkt vom Pomp eines vagen Überdrusses, trist, maßlos und pervers wie der 'Niedergang eines unbekanntes Reiches ...

Auf den Vorhängen unserer Kammer ist der Morgen ein Lichtschatten. Meine Lippen, die bleich sind, ich weiß es, schmecken füreinander, als wollten sie nicht leben.

Die Atmosphäre unseres unbeteiligten Zimmers ist schwer wie eine Portiere. Unsere schläfrige Aufmerksamkeit für das alles umgebende Geheimnis ist weich wie die schleifende Schleppe einer Robe während einer Zeremonie im Zwielflicht.

Keine unserer Sehnsüchte hat eine Daseinsberechtigung. Unsere Aufmerksamkeit ist eine Absurdität, uns zugestanden von unserer beschwingten Trägheit.

Ich weiß nicht, welche schattigen Öle die Vorstellung von unseren Körper salben. Die Müdigkeit, die wir verspüren, ist der Schatten einer Müdigkeit. Sie kommt von weit her, wie die Vorstellung dass es unser Leben irgendwo gibt ...

Keiner von uns hat einen Namen oder eine glaubhafte Existenz. Könnten wir so laut sein, dass wir uns vorstellen könnten zu lachen, lachten wir gewiss darüber, dass wir uns für lebend halten. Die gewärmte Frische des Bettlakens liebkost (dir wie gewiss auch mir) die Füße, die nackt einander spüren.

Lösen wir uns vom Leben und seinen Moden, Liebste! Fliehen wir hin zum Selbst-Sein ... Lass uns den Zauberring am Finger behalten, der die Feen der Stille herbeiruft, dreht man ihn, die Elfen der Finsternis und die Zwerge des Vergessens.

Sieh nur, sieh, kaum denken wir daran, von ihm zu sprechen, wird er wieder sichtbar, der Wald, dicht wie eh und je, doch unruhiger durch unsere Unruhe und trauriger durch unsere Traurigkeit. Unsere Vorstellung voll der wirklichen Welt flieht seine Gegenwart wie ein sich auflösender Nebel, und ich nehme wieder Besitz von mir in meinem rastlosen Traum, dessen Rahmen dieser geheimnisvolle Wald bildet... Die Blumen, die Blumen, die ich dort erlebt habe! Blumen, die unser Blick erkannte und in ihre Namen übersetzte, Blumen, deren Duft die Seele pflückte, nicht aus ihnen, sondern aus der Melodie ihrer Namen... Blumen, deren Namen in Sequenzen wiederholt Orchester klingender Düfte waren... Bäume, deren grüne Sinnlichkeit ihren Namen kühlen Schatten spendete... Früchte, deren Namen wie ein Biss in die Seele ihres Fleisches waren ... Schatten, die Relikte glücklicher Gestern waren... Lichtungen, lichte Lichtungen, ein offenes Lächeln der Landschaft, die gleich darauf gähnte ... O vielfarbige Stunden! ... Blumen-Augenblicke, Baum-Minuten, o Zeit, Stillstand im Raum, Zeit, toter Raum und bedeckt mit Blumen und Blumenduft und duftenden Blumennamen! ...

Träumerische Verrücktheit in befremdlicher Stille! ...

Unser Leben war das ganze Leben... Unsere Liebe war der Duft der Liebe ... Wir lebten unmögliche Stunden, angefüllt mit Wir- Sein... Und dies, weil wir wussten, mit jeder Faser unseres Fleisches, dass wir keine Wirklichkeit waren...

Wir waren entpersönlicht, ohne selbst, etwas anderes ... Jene Landschaft, die sich aufgelöst hatte in ihr Bewusstsein von sich selbst ... Und so wie sie zwei Landschaften war - Wirklichkeit und Illusion - waren auch wir undeutlich zwei, keiner recht wissend, ob der Andere nicht er selbst war, ob der ungewisse Andere überhaupt lebte... .

Als wir uns plötzlich vor den stillstehenden Seen wiederfanden, war uns nach Schluchzen... Der Landschaft dort stand das Wasser in den Augen, starren Augen, voll grenzenlosem Überdruß zu sein... Ja, voll Überdruß zu sein, etwas sein zu müssen, Wirklichkeit oder Illusion - und dieser Überdruß hatte seine Heimat und seine Stimme im stummen Exil dieser Seen ... Und wir, wir gingen weiter und weiter, nicht wissend noch wollend, und doch schien es, als verweilten wir am Ufer dieser Seen, so viel von uns war zurückgeblieben bei ihnen, bewohnte sie, symbolisch und in sie versunken...

Und welch erfrischendes, glückliches Erschrecken: Niemand war dort! Nicht einmal wir, die wir dort gingen... Denn wir waren niemand. Wir waren nichts. . Hatten kein Leben, nicht einmal für den Tod. Wir waren so durchscheinend, so nichtig, dass der Wind der Zeit uns in unserem Unnützen beließ und die Stunden zärtlich über uns hinweg strichen wie eine Brise über Palmwipfel.

Wir gehörten keiner Epoche an, noch verfolgten wir ein Ziel. Alle Zweckbestimmtheit von Dingen und Wesen hatten wir zurückgelassen am Tor zu jenem Paradies der Abwesenheit. Damit wir sie fühlend fühlten, hatte sie angehalten, die gefurchte Seele der Stämme, die weite Seele der Blätter, die heiratsfähige der Blumen, die hangende der Früchte ...

Und so starben wir unser Leben, so sehr darauf bedacht, es getrennt zu sterben, dass wir uns nicht als nur ein Wesen wahrnahmen, als Illusion des anderen, und nicht bemerkten, dass jeder in sich einzig das Echo seines eigenen Wesens war...

Eine Fliege summt, vage und winzig ...

Leise werden sie laut in meiner Aufmerksamkeit, klare, vereinzelte Geräusche, und überschwemmen mein Bewusstsein von unserem Zimmer mit dem anbrechenden Tag... Unser Zimmer? Unser? Meines und wessen noch, wenn ich doch hier allein bin? Ich weiß nicht. Alles verschwimmt, und nur eine flüchtige nebelhafte Wirklichkeit bleibt, in der meine Ungewissheit versinkt und mein Mich-Verstehen in Opiumschlaf fällt...

Der Morgen ist hereingebrochen, als sei er vom bleichen Gipfel der Zeit gestürzt ...

Die Scheite unserer Träume, Liebste, sind erloschen im Herdfeuer unseres Lebens.

Lassen wir ab von der Hoffnung, denn sie trugt; von der Liebe, denn sie ermüdet; vom Leben, denn es nährt, aber sättigt nicht; und selbst vom Tod, denn er bringt mehr als gewollt und weniger als erhofft.

Lassen wir ab, o Verschleierte, von unserem Überdruß, denn er verschleißt sich selbst und wagt nicht, all die Angst zu sein, die er ist.

Lass uns nicht weinen, nicht hassen, nicht wünschen ...

Bedecken wir, o du Stille, mit feinem Linnen das Totenstarre Profil unserer Unzulänglichkeit ...

(pag. 490-497)

(Aus dem Vorwort zu Fiktionen des Zwischenspiels)

(...)

*

Bei diesen Spaltungen der Persönlichkeit oder vielmehr Erfindungen unterschiedlicher Persönlichkeiten lassen sich zwei Stufen oder Charaktere ausmachen, die der aufmerksame Leser an ihren unterschiedlichen Merkmalen erkennen wird. Auf der ersten Stufe ist die Persönlichkeit geprägt von eigenen Vorstellungen und Gefühlen, die sich von den meinen unterscheiden, desgleichen unterscheidet sie sich auf einer niedrigeren Ebene dieser ersten Stufe durch in Überlegungen und Argumenten dargelegte Vorstellungen, die entweder nicht die meinen oder mir unbekannt sind. *Der Anarchistische Bankier* ist ein Beispiel für diese niedrigere Ebene; das *Buch der Unruhe* und die Person des Bernardo Soares stellen die höhere Ebene dar.

Der Leser wird bemerken, dass, obgleich ich das *Buch der Unruhe* unter dem Namen eines gewissen Bernardo Soares, Hilfsbuchhalter in der Stadt Lissabon, veröffentliche, ich ihn dennoch nicht in die *Fiktionen des Zwischenspiels* mit aufgenommen habe. Und zwar aus folgendem Grund: Auch wenn sich Bernardo Soares von mir in seinen Vorstellungen, seinen Gefühlen, seiner Art zu sehen und zu verstehen unterscheidet, so doch nicht in der Art, in der er sie äussert. Er ist eine andere Persönlichkeit, der ich durch meinen mir eigenen natürlichen Stil Ausdruck verleihe, dabei unterscheidet uns einzig der unvermeidbar besondere Ton, der sich zwangsläufig aus der Besonderheit seiner Emotionen ergibt.

Die Autoren der Fiktionen des Zwischenspiels haben nicht nur andere Vorstellungen und Gefühle als ich, sondern greifen auch auf einen anderen Stil und eine andere Kompositionstechnik zurück. Hier ist jede einzelne Person nicht nur unterschiedlich erdacht, sondern auch vollkommen unterschiedlich beschaffen. Daher ist in den *Aktionen des Zwischenspiels* auch der Vers bestimmend. Sich in Prosa zu ändern ist weit schwerer.

(pag. 552-553)

D. »*Metaphysische Gedanken aus dem Buch der Unruhe*« [?]

Die einzige Wirklichkeit sind für mich meine Wahrnehmungen. Ich bin eine Wahrnehmung von mir. Dennoch bin ich mir nicht einmal meiner eigenen Existenz gewiss. Gewiss kann ich mir nur jener Wahrnehmungen sein, die ich die meinen nenne.

Die Wahrheit? Ist sie etwas Äußerliches? Ich kann mir ihrer nicht gewiss sein, da sie keine Wahrnehmung von mir ist, nur meiner Wahrnehmungen kann ich mir gewiss sein. Eine Wahrnehmung von mir? Wovon?

Den Traum suchen heißt daher die Wahrheit suchen, denn die einzige Wahrheit für mich bin ich selber. Mich so weit wie möglich von anderen fernhalten heißt die Wahrheit respektieren.

Metaphysik ist nichts anderes als die Suche nach Wahrheit - Wahrheit im Sinne der absoluten Wahrheit. Wenn aber die Wahrheit, was auch immer sie sei - und angenommen, sie ist etwas -, existiert, dann entweder innerhalb oder außerhalb meiner Wahrnehmungen oder sowohl innerhalb als auch außerhalb. Wenn sie außerhalb meiner Wahrnehmungen existiert, ist sie etwas, dessen ich mir nie sicher sein kann, und folglich existiert sie nicht für mich, ist für mich nicht nur das Gegenteil der Gewissheit, denn ich bin mir nur meiner Wahrnehmungen gewiss, sondern auch das Gegenteil von *Sein*, denn das einzige, das für mich existiert, sind meine Wahrnehmungen. So dass, wenn sie denn außerhalb meiner Wahrnehmungen existiert, die Wahrheit für mich der Ungewissheit und dem Nicht-Sein gleichkommt, nicht existiert und daher nicht die Wahrheit ist. Doch stellen wir einmal die absurde Hypothese auf, meine Wahrnehmungen seien ein Irrtum und ein Nicht-Sein (was absurd ist, da es sie mit Gewissheit gibt) - in diesem Falle ist die Wahrheit das Sein und existiert *ganz und gar* außerhalb meiner Wahrnehmungen. Die Vorstellung von *Wahrheit* aber ist eine Vorstellung von mir und existiert daher innerhalb meiner Wahrnehmungen: infolgedessen existiert die Wahrheit als abstrakte und außerhalb von mir befindliche Wahrheit in mir - ist somit ein Widerspruch und ein Irrtum.

Oder aber wir nehmen an, die Wahrheit existiert innerhalb meiner Wahrnehmungen. In diesem Falle wiederum ist sie entweder die Summe aller Wahrheiten, ein Teil von ihnen oder gar eine Wahrheit für sich. Wenn sie eine meiner Wahrheiten ist, worin unterscheidet sie sich dann von den anderen? Wenn sie eine Wahrheit für sich ist, unterscheidet sie sich nicht *wesentlich* von den anderen, müsste sich aber, damit sie sich unterscheidet, *wesentlich* von ihnen unterscheiden. Wenn sie jedoch keine Wahrnehmung ist, ist sie keine Wahrnehmung. - Wenn sie aber ein Teil meiner Wahrnehmungen ist, welcher Teil ist sie dann? Die Wahrnehmungen haben zwei Seiten, einerseits werden sie *empfinden*, andererseits gelten sie als empfundene *Dinge*, zum einen gehen sie auf mich zurück, zum anderen auf „*Dinge*“. Dies ist eine jener Seiten, die die Wahrheit, wenn sie denn Teil meiner Wahrnehmungen ist, sein muss. (Wenn sie auf die eine oder andere Art mehrere Wahrnehmungen ist, die sich zu einer einzigen Wahrnehmung zusammenschließen, gerat sie in die Fänge des Denkvermögens, das zu der vorherigen Annahme führt.) Wenn sie eine der beiden Seiten darstellt, dann welche? Die »subjektive«? Diese subjektive Seite aber stellt sich mir in zweierlei Form dar, entweder als meine eine „*Individualität*“ oder als eine »meiner« multiplen Individualitäten. Im ersten Fall ist sie *eine* meiner Wahrnehmungen, nicht anders als andere, und ist bereits durch das vorausgegangene Argument widerlegt. Im zweiten Fall ist diese Wahrheit multipel und vielfaltig, ist mehrere *Wahrheiten* - was der Vorstellung von Wahrheit widerspricht, was auch immer sie wert sein mag. Ist es also die *objektive* Seite? Das gleiche Argument wird hier angeführt, denn entweder handelt es sich um den Zusammenschluss dieser Wahrnehmungen zu *einer* Vorstellung von *einer* äußeren Welt - und diese Vorstellung ist entweder nichts oder aber eine meiner Wahrnehmungen, und sofern sie eine Wahrnehmung ist, ist diese Annahme somit bereits widerlegt; oder aber diese Seite gehört zu einer multiplen äußeren Welt, dies reduziert sie auf meine Wahrnehmungen, und in diesem Fall ist die Vielzahl der *Formen* das Wesentliche an der Vorstellung von Wahrheit.

Es bleibt zu analysieren, ob die Wahrheit die Gesamtheit meiner Wahrnehmungen ist. Diese Wahrnehmungen können entweder als *eine* oder als *viele* angesehen werden. Im ersten Fall greifen wir noch einmal auf die bereits verworfene Annahme zurück. Im zweiten verschwindet die *Wahrheit* als Vorstellung, da sie sich mit der *Gesamtheit* meiner Wahrnehmungen verbindet. Um aber die Gesamtheit meiner Wahrnehmungen sein und als die meinen verstanden werden zu können, verzettelt sich die nackte Wahrheit und verschwindet. Denn entweder sie gründet sich auf die Vorstellung von *Gesamtheit*, die eine Vorstellung (oder Wahrnehmung) von uns ist, oder aber sie stützt sich

auf nichts. Dennoch beweist nichts die Identität der Wahrheit und der Gesamtheit. Daher gibt es keine Wahrheit.

Wir aber haben die Vorstellung ...

Und zugleich mit unserer Vorstellung sehen wir, dass sie keiner „Wirklichkeit“ entspricht, vorausgesetzt, *Wirklichkeit* bedeutet etwas. Die *Wahrheit* hingegen ist eine Vorstellung oder Wahrnehmung von uns, wovon, wissen wir nicht, ohne Bedeutung und daher wertlos, wie jede andere unserer Wahrnehmungen auch.

Daher bleiben uns unsere Wahrnehmungen als einzige „Wirklichkeit“, eine Wirklichkeit, die sogar „wirklich“ einen gewissen Wert hat, uns aber letztlich nur zu schwadronieren erlaubt. An Wirklichem haben wir nur unsere Wahrnehmungen, aber »wirklich« (eine unserer Wahrnehmungen) bedeutet nichts, noch bedeutet „bedeuten“ etwas, noch hat das Wort »Wahrnehmung« einen Sinn, noch ist „Sinnhaben“ etwas, das einen Sinn hätte. Alles ist ein und dasselbe Geheimnis. Ich bemerke jedoch, dass nicht einmal *alles* etwas bedeuten kann oder „Geheimnis“ ein Wort ist, das eine Bedeutung hätte.

(pag. 553-556)

F. Pessoa, Das Buch der Unruhe des Hilfsbuchhalters Bernardo Soares, Herausgegeben von Richard Zenith. Aus dem Portugiesischen übersetzt und revidiert von Inés Koebel, Zürich 2006 (Ammann Verlag)